

# ERBZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 34.      Monatlich vier Nummern.      Berlin, 8. September 1864.      Preis: Vierteljährlich 25 Sgr.      X. Jahrgang.

## Luise, Königin von Dänemark.

Wol mögen unsere Leserinnen von Freude und Stolz erfüllt sein über die glorreichen Siege, welche die deutschen Waffen in jüngster Zeit an den Gestaden der Ost- und Nordsee errungen haben, über die Befreiung des meerringschlungenen Schleswig-Holstein, aber auch das Gefühl der Theilnahme wird kaum gefunden haben in den Herzen der deutschen Frauen und Jungfrauen für den Schmerz und die Sorgen der königlichen Frau, deren Portrait wir heute bringen. Seit die Krone ihr Haupt schmückt, sieht sie das Land, dessen Königin sie ist, in einen blutigen Kampf verwickelt mit ihrem früheren Vaterlande. Mit mütterlicher Besorgniß sieht sie im fernen Süden ihren jugendlichen Sohn bemüht, einem tief unterwühlten Lande die Ruhe und bürgerliche Ordnung wiederzugeben.

Luise Wilhelmine Friederike Karoline Auguste Julie Königin von Dänemark, Prinzessin von Hessen-Kassel, ist am 7. September 1817 geboren. Sie ist die Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel und der Prinzessin Luise Charlotte, Schwester des verstorbenen Königs Christian des Achten von Dänemark.

Am 6. Mai 1842 vermählte sie sich mit dem am 8. April 1818 geborenen Prinzen Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, welcher nach dem am 15. November 1863 erfolgten Tode des Königs Friedrich des Siebenten von Dänemark als König Christian der Neunte den dänischen Königsstern bestieg.

Aus dieser Ehe sind sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter, entsprossen: der künftige Thronfolger Prinz Christian Friedrich Wilhelm Karl erblickte am 3. Juni 1843 das Licht der Welt — die Prinzessin Alexandra, deren Portrait wir in einer der früheren Nummern des Bazar unseren Leserinnen vorgelegt haben, wurde am 1. December 1844 geboren und vermählte sich am 13. März 1863 mit Albert Eduard, Prinzen von Wales. — Prinz Christian Wilhelm Ferdinand, geboren am 24. December 1845, früher Cadet in der dänischen Flotte, wurde, nachdem im Jahre 1862 König Otto von Griechenland in Folge einer plötzlich ausgebrochenen Revolution fliehen mußte, von den Hellenen zum König erwählt und bestieg am 31. October 1863 als Georg der Erste den griechischen Königsstern. — Die am 26. November 1847 geborene Prinzessin Dagmar sollte schon Anfangs März vorigen Jahres mit dem Großfürsten Nicolaus Alexandrowitsch Casarewitsch, dem ältesten Sohn und Erben des regierenden Kaisers von Rußland, vermählt werden. — Auch für die am 29. September 1853 geborene, also erst elfjährige Prinzessin Tyra Amalie Karoline, soll schon ein Gemahl in einem der Brüder des Prinzen von Wales bestimmt sein. — Das jüngste Kind, der Prinz Waldemar, wurde am 27. October 1858 geboren.

Bis zur Thronbesteigung Christian des Neunten lebte die fürstliche Frau mit ihrem Gemahl in glücklicher Ruhe auf einem Landsitze in der Nähe Kopenhagen's, wo sie sich ganz der Erziehung ihrer Kinder widmete, denen sie die zärtlichste, treueste Mutter, deren Geist sie durch die sorgsamste Pflege, durch den trefflichsten Unterricht zu bilden bemüht ist. — Das Unglück, welches über ihr Land hereingebrochen, erträgt sie mit Ergebung und Frömmigkeit, hoffend, daß für dasselbe bald die Segnungen des Friedens wiederkehren, und die dem Lande durch den Krieg geschlagenen Wunden geheilt werden.

## Auf falschen Wegen.

Erzählung

von  
J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

### Vierundzwanzigstes Kapitel.

Das Parlament hätte für Sir Harry zu keiner ungünstigeren Zeit aufgelöst werden können, als in dem Augenblicke, wo die aufstößigen Gerüchte über ihn circulirten. Er durfte sich der Wahlbewerbung nicht enthalten, denn man hätte dies als Eingeständniß seiner Schuld angesehen, sein Stolz verbot ihm aber von der anderen Seite viele der sonst üblichen Schritte, um sich die Majorität der Stimmen zu sichern.

In dieser Krisis bewies Charles Dorillon, von wie unschätzbarem Werthe ein treuer uneigennütziger Freund ist. Er war unablässig thätig, nahm die ganze Wahlangelegenheit in die Hand, verschmähte es selbst nicht, seinen Consulenten in der Grange noch einen Besuch zu machen, um, wenn es irgend möglich, ihren Einfluß für seinen Freund zu gewinnen. Er mußte sich nur zu bald überzeugen, daß alle seine An-

strengungen vergeblich — das Vorurtheil gegen Sir Harry war zu stark. Mit bangen Befürchtungen sah er dem ersten Wahltage entgegen.

Am Morgen desselben fühlte sich Sir Harry so unwohl, daß Dorillon und Lady Ashleigh ihn dringend baten, nicht zur Wahlversammlung zu fahren; der Baronet ließ sich jedoch nicht zurückhalten, obgleich seine Diener ihn beinahe in den Wagen tragen mußten.

Nur wenige ihm tren gebliebene Freunde begrüßten Sir Harry bei seinem Eintritt in den Versammlungsaal, der bei weitem größere Theil seiner ehemaligen Wähler war um seinen Gegencandidaten versammelt. Als bisheriges Parlamentsmitglied stand Sir Harry das Recht zu, die erste Ansprache an die Wähler zu halten.

„Meine Herren,“ begann er stolz, um sich blickend, „mein vergangenes Leben, sowol in politischer Hinsicht, wie als Privatmann, ist Ihnen wohl bekannt. Halten Sie mich auf Grund dieser Kenntniß der Ehre würdig, Sie im Parlamente zu vertreten, so brauche ich wol kaum zu versichern, daß ich Ihnen gewissenhaft dienen werde, wählen Sie mich nicht, so nehme ich in das Privatleben die beruhigende Gewißheit mit, meine Pflicht gethan zu haben.“

So oft Parlamentswahlen stattgefunden, war eine solche kurze Ansprache an eine Wahlversammlung noch nicht gehalten worden. Sie machte einen sehr ungünstigen Eindruck. Fairfax lächelte triumphirend.

„Sprechen Sie, wie Ihre Wähler es von Ihnen gewohnt sind,“ flüsterte Dorillon dem Baronet zu.

„Kein Wort weiter“ war die Antwort, und er blieb bei diesem Entschlusse.

„Wie ist es denn mit Ihrem Vetter?“ schrie ein halb betrunkenen Kerl, der Sir John Sheldrake's Farben trug.

„Und mit den Urkunden?“ fügte ein Zweiter hinzu.

„Und dem indischen Gifte?“ ein Dritter.

Der Baronet ward abwechselnd bleich und roth, Charles Dorillon rief aber mit lauter Stimme, er bäte die Herren, welche diese Fragen gethan, sie von der Rednerbühne herab zu wiederholen.

Ein lautes Hohngelächter folgte diesem Vorschlage. Von allen Seiten erschollen die Rufe: „Mord, Gift!“ und: „Wir wollen keinen Mörder zum Abgeordneten!“

Der Böbel hatte erwartet, den Baronet zu einer Erklärung zu drängen; da derselbe jedoch beharrlich schwieg, so legte sich allmählig der Tumult und Sir John Sheldrake hielt seine sehr geschickt abgefaßte Rede. Nachdem er geendet, erwies sich die durch Aufheben der Hände bewirkte Abstimmung zu seinen Gunsten.

Obgleich bis zum Tode erschöpft, ging Sir Harry doch mit festen Schritten aus dem Versammlungsaal, stieg in den Wagen und fuhr unter dem Hohngeschrei der aufgebehten Menge davon. Als der Baronet Henston Hall erreichte, befand er sich schon in den heftigsten Fieberphantasien.

„Meinetwegen,“ seufzte seine unglückliche Gattin, als sie ihn in diesem Zustande sah, „meinetwegen!“

In der größten Angst um seinen Freund eilte Dorillon in das Dorf, um Walter Chester, von dessen Geschicklichkeit er eine hohe Meinung bekommen hatte, zu dem Schwerkranken zu rufen. Auf seinem Wege dahin begegnete ihm Simon Cobb, der Todtengräber, den er bat, ihm die Wohnung des Arztes zu zeigen.

Der alte Mann äußerte seine Verwunderung, daß Dorillon Walter Chester zu Sir Harry rufen wolle.

„Und warum nicht?“ fragte Dorillon.

„Um, ich meine nur,“ entgegnete Simon, „Walter Chester habe



Luise, Königin von Dänemark.

nicht gerade Grund, Jemand aus der Familie Ashleigh Gutes zu thun."

Diese Bemerkung erregte Dorillon's Aufmerksamkeit. Walter Chester, der das Gift in Arlon's Leiche aufgefunden hatte, ein Feind der Familie Ashleigh? Das mußte näher untersucht werden. Der Rechtsgelehrte forschte den Todtengräber über den Grund dieser Feindschaft aus und erfährt, daß Walter Chester der Gatte von Lady Lucy Wharton, Sir Harry Ashleigh's so grausam hingepfarter Cousine, gewesen sei.

Die beiden Wanderer waren bis zu dem von Walter Chester bewohnten, am äußersten Ende des Dorfes gelegenen Hause gelangt, das einst schön und herrschaftlich gewesen sein mochte, jetzt aber den Anblick des traurigsten Verfalls bot.

Zu ihrer Verwunderung fanden sie alle Läden geschlossen, die Thür verriegelt und vor derselben eine alte Frau, welche bitterlich weinte, auf einem Koffer sitzen.

Es war Nance, die Haushälterin, welche ihnen schluchzend mittheilte, Mr. Chester habe das Haus verkauft und sei in die weite Welt gegangen. Dorillon fragte sie nach dem Namen des Käufers; sie wußte ihn zwar nicht anzugeben, behauptete aber, er sei ein Advocat gewesen.

Dorillon bat den Todtengräber, bei der jammernden Frau zu bleiben, bis der von ihr erwartete Verwandte, der sie und ihren Koffer abholen sollte, mit seinem Wagen gekommen sei; er selbst ging schleunig nach Henston Hall zurück, um nach anderweitigem ärztlichen Beistand für seinen Freund zu senden.

"Seltsam," sprach er zu sich selbst, während er allein seinen Weg verfolgte, "seltsam, daß Walter Chester wenige Tage, nachdem er den von ihm gehaltenen Namen mit Schande gebrandmarkt, sein Haus verkauft und die Gegend verläßt. Sollte er nicht durch Mittel, die seiner Geschicklichkeit sicher zu Gebote standen, seine Collegen bei der Entdeckung des Giftes in Mark Arlon's Leiche getäuscht haben?"

Dorillon's Absicht war, Walter Chester zu verfolgen und ihn zu einer Erklärung zu zwingen. Reiflicheres Nachdenken bewog ihn jedoch, von diesem Vorhaben abzusehen; die ihm durch die Krankheit seines Freundes auferlegten Pflichten hielten ihn gefesselt.

Bei seiner Rückkehr nach dem Schlosse fand er den Zustand des Baronets im höchsten Grade bedenklich. Er kannte Niemand mehr, rief bald den Namen seiner mit blutendem Herzen neben dem Bett sitzenden Frau, bald seine Kinder, bald Mark Arlon, dann hielt er eine Ansprache an die Wähler, unterbrach sie wahnwitzig lachend mit dem Worte "Mord" und fiel endlich in einen todtenähnlichen Schlaf.

Nach langen furchtbaren Stunden des Wartens kamen die Aerzte, nach welchen Dorillon gefandt hatte, endlich an. Sie erklärten die Krankheit für eine Gehirnentzündung und wollten, mit Ausnahme der Wärterin, Alle aus dem Zimmer entfernen; Lady Ashleigh weigerte sich jedoch so entschieden, ihren Platz am Krankenbett zu verlassen, daß die Aerzte ihr willfahren mußten.

"Sagen Sie mir, ob noch Hoffnung vorhanden," bat die arme Frau, "mit einem kleinen Worte können Sie mir übermenschliche Kräfte einflößen."

"Gewiß ist Hoffnung vorhanden," erwiderte der ältere der beiden Herren. "Sir Harry ist jung, und Jugend hat tausend Hilfsquellen, die Wissenschaft zu unterstützen."

Gegen Dorillon sprachen sich die Aerzte weniger trostreich aus. Sie fürchteten, daß eine Erschütterung des Gehirns stattgefunden, die wenig Hoffnung auf Genesung biete. "In wenigen Stunden muß sich Alles entscheiden," fügten sie hinzu.

Dorillon brachte in Erfahrung, daß niemand anders als der Advocat Fairfax Walter Chester's Haus gekauft habe, was den durch seine Entfernung erregten Verdacht noch weit dringender machte. Bald wurde überall gegen den Dorfarzt die Anklage laut, aus Haß gegen Sir Harry das Gift nach Arlon's Tode in dessen Leiche gebracht zu haben.

Simon Cobb verteidigte seinen abwesenden Wohlthäter, indem er behauptete, Jeder habe das Recht, mit seinem Eigenthum zu schalten, wie es ihm gut scheine und seinen Aufenthalt frei zu wählen, Martha dagegen war der entgegengesetzten Ansicht.

"Kein Wunder, daß Cobb ihm beisteht," sagte sie mit geheimnißvoller Miene, "o, wenn ich sprechen könnte."

"Ja, ja, es ist kein Wunder," bekräftigte Mabel Wheatly, die Wittve, welche sie an jenem Tage in die Gruft begleitet, "es wäre mehr Wunder, wenn ers nicht thäte."

"Ach, Ihr wißt auch etwas davon?" fragte Mrs. Hadley, die Postmeisterin von Henston, bei der die Unterhaltung stattfand.

"Ja, nicht wahr, Martha, ich weiß."

"Aun ja, etwas, wenn auch nicht viel," erwiderte die Frau des Todtengräbers, der es sehr unangenehm war, die ihr durch das Geheimniß verliehene Wichtigkeit mit einer Anderen zu theilen.

Mrs. Hadley war früher Dienerin in Henston Hall gewesen, verdankte dem Baronet ihre Stelle und war ihm von Herzen ergeben. Die Gerüchte, welche die Ehre der Familie Ashleigh angriffen, hatten ihr schon vielen Kummer bereitet.

Als Martha Cobb sich entfernte, suchte sie Mabel Wheatly auf geschickte Weise noch bei sich zurückzuhalten und entlockte ihr halb mit List, halb mit Gewalt ein Geständniß dessen, was sie von Simon Cobb und Walter Chester wußte.

Wenige Stunden darauf ging die alte Frau nach Henston, verlangte eine Unterredung mit Mr. Dorillon und theilte diesem mit, Walter Chester habe zu der Zeit, wo Mark Arlon starb, Simon Cobb befohlen, daß er ihn in die Familiengruft der Ashleigh's lasse.

"Er öffnete einen Sarg," fuhr die Postmeisterin feierlich fort.

"Einen Sarg — wessen?"

"Das weiß ich nicht."

"Mrs. Hadley," sagte Dorillon, "Sie sprechen da eine sehr schwere Beschuldigung aus. Wenn das, was Sie sagen wahr ist, so bestätigt es meinen Verdacht, daß Sir Harry's Ehre das Opfer eines schändlichen Complots geworden ist. Wissen Sie, wann Walter Chester in der Gruft war?"

"Mabel Wheatly sagte vor Mr. Arlon's Begräbniß."

Dieser Umstand setzte Dorillon in Verlegenheit, er hoffte jedoch, da einmal so viel entdeckt sei, würden sich auch noch andere Beweise auffinden lassen, sobald man nur mit Simon Cobb und seiner Frau ein ordentliches Verhör anstelle.

"Hätten Sie diese Entdeckung doch nur eine Woche früher gemacht, es würde viel Unheil erspart sein," sagte er zu der alten Frau. "Ich will nur mit Lady Ashleigh ein paar Worte sprechen und dann sogleich mit Ihnen gehen."

Er eilte nach dem Krankenzimmer seines Freundes, der darin weilenden unglücklichen Frau zu sagen, daß er jetzt endlich einen Schlüssel zu dem entsetzlichen Geheimniß erhalten habe.

Die schuldbehaftete Frau wankte bei dieser Mittheilung und wäre gefallen, wenn Dorillon sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

"Nun, Nun," ermahnte er sie, "lassen Sie sich nicht von der Freude überwältigen, da sie den Schmerz mit der Geduld eines Engels getragen haben."

Er rief ihre Dienerinnen, übergab sie deren Fürsorge und eilte mit Mrs. Hadley dem Dorfe zu.

Simon Cobb und seine Frau waren nicht wenig entsetzt, als sie den von Mabel geübten Verrath erfuhren und zu einem förmlichen Verhör in die Wohnung des Rectors geschieden wurden. Mit klopfendem Herzen machten sie sich dahin auf den Weg. Sie wurden in die Bibliothek geführt, wo Charles Dorillon, der Rector und Squire Luckett, einer der mit der ländlichen Gerichtsbarkeit der Grafschaft betrauten Herren, ihrer warteten.

Auch Mrs. Hadley und Mabel Wheatly waren bereits zugegen.

"Es thut mir in tiefster Seele weh, Euch in einer solchen Angelegenheit bei mir zu sehen, Simon," begann der Rector milde, "und ich bin geneigt, Euer Vergehen weit mehr auf Rechnung Eurer Unerfahrenheit, als Eures bösen Willens zu setzen. Ich hoffe, Ihr werdet, so viel dies in Eurer Macht steht, durch ein offenes Geständniß Euer Unrecht gut zu machen suchen."

"Vielen Dank, Sw. Schwürden, ich bin bereit, Alles was ich weiß, der Wahrheit gemäß zu bekennen, sollte ich darüber auch meine Stelle verlieren."

Simon Cobb und seine Frau wurden vereidigt, dann begann Dorillon das Verhör mit der Frage, wie lange der Todtengräber schon mit Walter Chester bekannt sei.

"Seit meiner frühesten Kindheit," erwiderte Simon.

"Und Ihr waret befreundet mit ihm?"

"Nicht gerade was man befreundet nennt."

"Das wirst Du wohl, Simon," unterbrach ihn seine Frau, die sich durch Mittheilung recht vieler Dinge, gleichviel ob wahr oder unwahr, die Gunst der Herren zu erwerben hoffte. "Er kam —"

"Still, Frau," gebot der Rector unwillig, "laßt Euren Mann sprechen und wartet, bis Ihr gefragt werdet."

Martha fügte sich diesem Befehl tief gedemüthigt. Dorillon setzte sein Verhör fort, indem er erst nach allen Walter Chester's Heirath betreffenden Einzelheiten fragte und sich dann erkundigte, ob jener jemals seinen Haß gegen Sir Harry und dessen Familie geäußert habe.

Der Todtengräber erwiderte, er habe ihn niemals etwas gegen Sir Harry sagen hören, konnte aber nicht in Abrede stellen, daß er sich oft heftig und leidenschaftlich über die gesammte Familie geäußert.

"Als das Gewölbe der Familie Ashleigh geöffnet war, bot er Euch Geld, damit Ihr ihn hinein liebet?"

"Ja Herr."

"Was ging da vor?"

Simon zauderte.

"Erinnert Euch, daß wir noch andere Zeugen haben," sagte Dorillon auf das bereits über Mabel's Geständniß angenommene Protokoll deutend. "Öffnete Walter Chester einen der im Gewölbe befindlichen Särg?"

"Er versuchte es," entgegnete Simon, in Verzweiflung die Hände ringend, "er war aber zu schwach dazu und so that ich es für ihn."

"Wessen Sarg war es?"

"Der Sarg seiner Frau."

"Bei Euren Eide, war es nicht Mark Arlon's Sarg?"

"Mark Arlon's?" wiederholte höchst erstaunt der Todtengräber, "der war ja noch gar nicht beigelegt, das Begräbniß fand erst zwei Tage später statt. Mr. Chester wollte sich nur überzeugen, ob sein Sohn, dessen Namen mit auf dem Grabstein steht, wirklich mit der Mutter begraben ward."

"Noch eine Frage und ich bin fertig," sagte Dorillon, "besuchte Walter Chester das Gewölbe nicht noch ein Mal nach Arlon's Beizehung?"

"Ja, das that er, Herr."

"Allein?"

"Ich begleitete ihn bis zum Eingang."

"Und wie lange blieb er darin?"

"Ungefähr eine Stunde. Am anderen Morgen ward der Eingang wieder vermauert."

"Sie sehen, meine Herren," wandte sich Dorillon an den Rector und den Squire, "daß mein Verdacht Bestätigung erhält. Sie werden sicher mit mir übereinstimmen, daß dieser letzte Besuch Chester's in der Gruft das Erlassen eines Steckbriefes gegen ihn rechtfertigt. Er hatte jedenfalls Zeit genug, Mark Arlon's Sarg zu öffnen und dem Leichnam das Gift einzupumpfen."

"Nein, nein!" rief Simon Cobb, "und wenn alle Richter Englands ihn für schuldig erklärten, glaube ich es doch nicht. Sie kennen den Mann nicht, den Sie eines solchen Verbrechens anklagen."

"Still Simon!" gebot der Rector.

"Still!" flüsterte ihm auch seine Frau zu. "Was gehts Dich an, ob er schuldig oder unschuldig ist, wenn wir nur davon kommen."

Squire Luckett, als politischer und persönlicher Freund Sir Harry's, folgte augenblicklich Dorillon's Aufforderung und erließ einen Steckbrief gegen Walter Chester wegen Leichenschändung und Verleumdung.

"Ich werde eine hohe Belohnung auf seine Gefangennehmung setzen," sagte Dorillon sehr erfreut über das Resultat des Verhörs.

"Es bedarf dessen nicht," meinte Simon Cobb, "sobald er von der Anklage hört, wird Walter Chester kommen, um sich zu verteidigen, denn ich kenne ihn und weiß, daß er ein solches Verbrechen so wenig begehen kann, wie Sie, meine Herren."

"Still, Simon!" gebot der Rector streng.

Der Todtengräber gehorchte. Hatte er doch seine Pflicht erfüllt und seinen Freund und Wohlthäter verteidigt. Das Uebrige stand in Gottes Hand.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Kaum erschien in den öffentlichen Blättern die Nachricht der gegen Walter Chester erhobenen Anklage sowie der gegen den Flüchtling erlassene Steckbrief, so fand ein gänzlicher Umschlag der öffentlichen Meinung statt. Hunderte von

Wählern bedauerten, ihre Stimme zu Gunsten des Gegen-candidaten abgegeben zu haben, und als am letzten Wahltag Sir John Sheldrake zum Parlamentsmitgliede erklärt ward, mußte der Sieger des Wahlkampfes es aufgeben, eine Rede an das Volk zu halten, denn man rüstete sich, ihm seine Mißachtung auf thätliche Weise darzutun. Nur den Bemühungen seiner Freunde gelang es, ihn und seinen Agenten glücklich in den Wagen zu bringen und so der Gefahr zu entziehen.

Sir John Sheldrake war den schlimmsten Kunstgriffen, deren sich sein gewissenloser Agent, um seine Wahl durchzusetzen, bedient hatte, fremd, trotzdem wurde er selbst von denen, die bisher bei allen Wahlen seine festesten Stützen gewesen, mit argwöhnischen Blicken betrachtet und ihm zu verstehen gegeben, man erwarte, daß er einen durch solche Mittel erlangten Sitz nicht annehmen werde. Erst als Sir John seinem engeren Wahlauschuß die Absicht erklärte, sich einer Neuwahl unterziehen zu wollen, kehrte bei seinen nächsten Freunden das erschütterte Vertrauen einigermaßen zurück.

Um Sir Harry Satisfaction zu geben, ward eine Adresse entworfen und von mehr als dreihundert Wählern, die für den Gegen-candidaten gestimmt hatten, unterzeichnet, durch welche sie erklärten, daß sie durch die über ihn ausgebreiteten Gerüchte getäuscht worden wären, jetzt aber bitter bereuten, ihn nicht gewählt zu haben.

Dorillon, der beim Schlusse der Wahl in der Stadt gewesen, nahm die Adresse für seinen Freund in Empfang. Sie kam leider zu spät und konnte nur noch dazu dienen, die letzten Augenblicke eines Sterbenden zu erleichtern.

Auf seinem Wege nach Henston Hall mußte Dorillon an der Grange vorüber. Unweit des Schlosses trat ihm die alte Frau, welche das Amt der Pförtnerin versah, entgegen und bat ihn, zu der ältesten Miß Lucas zu kommen, die nothwendig mit ihm zu sprechen habe.

"Ich habe keine Zeit," erwiderte Dorillon ernst, "ich muß zum Sterbebett meines Freundes. Gebe Gott, daß ich nicht zu spät nach Henston komme."

"Sir Harry lebt noch," sagte die Alte schnell, "vor kaum einer Stunde kam der Diener, den Miß Lucas nach Henston geschickt, mit der Nachricht zurück."

"Ich sage Euch, ich habe keine Zeit, erst abzustiegen und in das Schloß zu gehen."

Da erschien Miß Lucas selbst an der Pforte des Thorehäuschens, wo sie bereits drei Stunden auf ihren Vetter gewartet hatte. Jetzt konnte Dorillon der Unterhaltung nicht ausweichen, er stieg vom Pferde und ging eilig auf sie zu.

"Charles," rief die ganz gegen ihre sonstige Art und Weise sich in der höchsten Aufregung befindende Miß Lucas, "sagen Sie mir, ist's möglich, kann dies wahr sein?"

Sie deutete bei diesen Worten auf ein die Verhandlungen gegen Walter Chester enthaltendes Zeitungsblatt, das sie in der Hand hielt.

"Wirklich wahr?"

"Dann hat Walter Chester Sir Harry ermordet."

"Nicht er allein," erwiderte Dorillon bitter, "Alle, die Böses von ihm redeten, haben Theil an dem Verbrechen auch Sie, Cousine, ich bedaure, Ihnen das sagen zu müssen, sind nicht ohne Schuld."

Miß Lucas bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. "Sie hätten sehen sollen, welch ein Umschwung in der öffentlichen Meinung eingetreten ist."

Miß Lucas rang verzweifelt die Hände. Ihr Gewissen sagte ihr, daß sie selbst nicht vorwurfsfrei gehandelt habe. Endlich brach sie in die Klage aus:

"Ich hätte den Anschuldigungen seiner Feinde kein Gehör schenken sollen."

"Ich warnte Sie davor, sagte Ihnen, daß die Zeit kommen würde, wo das Räthsel gelöst sein werde; Sie aber hielten nicht auf mich, sondern nur auf die Stimme eines kleinen Grolles."

"Ich fühle und bereue es tief, Charles."

"Und was nützt das jetzt?" fragte Dorillon scharf, "wird dadurch das angerichtete Unglück ungeschehen gemacht? Erhält Lady Ashleigh den Gatten, ihre Kinder den Vater wieder?"

"Schonen Sie meiner, Charles. Ich glaube gewiß und wahrhaftig Alles, was mir über Mark Arlon's Tod mitgetheilt ward."

"Weil Sie es zu glauben wünschten. Doch nun leben Sie wohl," der Himmel vererbe Ihnen die Sünde, welche Sie in Ihrer Kurzsichtigkeit begangen."

Margarethe Lucas war tief ergriffen von seinen eben gerechten als starken Vorwürfen.

"Charles!" versetzte sie, "Sie sollen sich fortan nicht mehr über mich zu beklagen haben," soweit es von mir abhängt, wird die glänzendste Demonstration gegen die Verleumdung gemacht werden."

"Ich verstehe Sie nicht, Cousine."

"Ich versprach Ihnen, daß, wenn Sir Harry die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen widerlege, alle meine Gattungsangehörigen seine Farben bei der Wahl tragen sollten."

"Zu spät, zu spät."

"Sie sollen sie jetzt bei seinem Begräbniß tragen!" lobte die tief Bereuende feierlich, "und ich werde seine Gattin und Kinder um Verzeihung bitten; mehr zu thun, steht leider nicht in meiner Macht."

Dorillon war gerührt von ihrem aufrichtigen Schmerz. "Ich werde dem armen Harry Ihre Worte mittheilen, heißt ihm noch Freude bereiten kann, so wird es sicher dieser ehrenhafte Widerruf eines ungerechten Verdachtes sein."

"Ich danke Ihnen, Charles, lassen Sie uns Fremde bleiben, ich habe nur noch wenig Verwandte," seufzte Miß Lucas, indem sie ihm die Hand reichte. Dorillon ergriff die drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf und bestieg dann sein Pferd wieder, um im gestreckten Galopp nach Henston Hall zu reiten.

Bei seiner Ankunft dabeilbst las er in den niedergeschlagenen Blicken der alten Diener, daß alle Hoffnung entschwunden sei, ja er fürchtete, der letzte Kampf sei bereits vorüber.

"Komme ich noch zur rechten Zeit?" Die Stimme versagte ihm bei dieser an den Haushofmeister gerichteten Frage. "Noch gerade zur rechten Zeit," war die Antwort, "Sir Harry hat schon mehrmals nach Ihnen gefragt."

"So ist er wieder zum Bewußtsein erwacht?"

"Ja, es ist das letzte, dem gänzlichen Verlöschen vorangehende Aufleuchten des Lebensfunken."

"Gott sei Dank, daß er mich noch zu erkennen und zu verstehen im Stande ist!" rief der treue Freund. "Sein edles Herz wird, bevor es still steht, die Genußnahme haben, zu erfahren, daß die Bosheit, welche seine Ehre ge-

brandmarkt hat, entdeckt und sein guter Ruf in den Augen der Welt wieder hergestellt ist."

Dorillon begab sich in das Sterbezimmer. Das Fieber hatte den Baronet verlassen und seine Züge trugen bereits jenen Ausdruck und jene Blässe, durch welche das Nahen des Todes sich ankündigt. Nur die Augen hatten noch ihre Lebhaftigkeit behalten. Sie leuchteten auf beim Anblick seines Freundes; er streckte ihm die Hand entgegen und sagte mit schwacher Stimme:

"Nun kann ich sterben, Charles, helfen Sie mir, diese Tiefbetrübten trösten."

Er deutete auf seine Gattin, die am Kopfe des Bettes saß und den Todesschweiß von seiner Stirn trocknete, auf die sie umgebenden Kinder, welche vergebens bemüht waren, die Ausbrüche ihres Schmerzes zurückzuhalten.

"Die Wahl ist vorüber," fuhr Sir Harry fort, "ich brauche nach dem Ergebnis desselben nicht erst zu fragen — meine Feinde haben gesiegt. Sei es, die Wahrheit wird eines Tages offenbar werden."

"Sie ist es schon, Harry," erwiderte Dorillon.

Der Sterbende blickte ihn forschend an. "Wie Sie vernutheten, ist Sir John Sheldrake zum Parlamentsmitgliede erwählt worden, aber er kann den auf so unehrenhafte Weise erlangten Sitz nicht einnehmen. Es herrscht allgemeine Entrüstung über das falsche Spiel, was geschrieben ward, und würde jetzt eine Neuwahl stattfinden, so lieferte sie sicher ein anderes Resultat. Harry, lieber Harry, können Sie eine große Freude ertragen?"

"Eine Freude?"

"Ja, eine Freude, die selbst in dieser bitteren Stunde die Herzen Aller, die Sie lieben, mit Entzücken erfüllt hat."

"Erklären Sie sich deutlicher, Charles, meine Minuten sind gezählt, was ist geschehen?"

"Die Bosheit Ihrer Feinde ist entdeckt; Walter Chester —"

"Wie kommt der dazu?"

"Es ist erwiesen durch eidlich vernommene Zeugen und das Geständnis des Todtengräbers Simon Cobb, daß Walter Chester Ihre Familienbegräbnis kurz vor Mark Arlon's Beisetzung besucht hat, um daselbst den Sarg seiner Frau zu öffnen."

"Arme Lucy," seufzte der Sterbende, der Dorillon's Bericht mit großer Spannung folgte.

"Die wohlbekannte Feindschaft, welche Walter Chester gegen Ihre Familie hegte," fuhr Dorillon fort.

Der Baronet unterbrach ihn:

"Er hatte Ursache dazu, Charles; nicht daß ich ihn jemals beleidigt hätte."

"Nun, diese Feindschaft hat ihn zu einem Verbrechen verleitet, das ihn auf immer der Schande und Verachtung preisgibt."

"Ich verstehe Sie nicht, Charles."

"Das glaube ich wol, Sie haben keinen Begriff von solcher Bosheit. Da er die Ruhe und Heiligkeit des Grabes einmal gestört, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß er sie auch zum zweiten Male verlegt und das von ihm im Leichnam Ihres Veters aufgefunden Gist durch ihn zu Gebote stehende Künste erst nach dem Tode hineingebracht hat, um einer grundlosen Anklage gegen Sie Farbe und Nachdruck zu verleihen."

"Unmöglich, Ihre Freundschaft für mich täuscht Sie," sagte der Sterbende, "Sie kennen den Mann nicht, den Sie beschuldigen, Walter Chester ist einer solchen Schandthat unfähig. Ich kann es nicht glauben."

"Sie haben noch nicht alle Beweise gehört, Harry."

"Beweise!" wiederholte der Baronet, "es sind also Beweise da?"

"Walter Chester hat seine Bestizung in Henston verkauft."

Diese Mitteilung schien einen tiefen Eindruck auf Sir Harry zu machen.

"Und der Käufer ist Fairfax, Sheldrake's Agent, der gelobt hat, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um bei einer Neuwahl seinen Klienten durchzubringen. Er hat seinen Zweck erreicht durch Mittel, die jetzt nicht länger zweifelhaft sind. Seine Behauptung in Betreff der Schuldverschreibungen war eine Lüge, davon bin ich fest überzeugt."

"Möge Gott ihm verzeihen, wenn es sich so verhält."

"Selbst das ist noch nicht Alles, obgleich es hinreichend wäre, den festesten Glauben an Walter Chester's Redlichkeit zu erschüttern, er ist aus der Grafschaft entflohen, Niemand weiß wohin."

"Entflohen, sagen Sie, entflohen?"

"Er wird stechbrieflich verfolgt."

"D, daß ich ein Mann wäre," schluchzte Reginald Ashleigh, "ich würde den Schurken durch die ganze Welt verfolgen. Vater, lieber Vater, wenn ich am Leben bleibe, so will ich nicht ruhen, bis ich Dich an diesem Unmenschen gerächt habe."

"Still, mein lieber Sohn," flüsterte der Sterbende mit schwacher Stimme, "ich bin jetzt über irdischen Zorn, über irdische Rache erhaben."

"Ich weiß nicht, was ich davon denken soll, Charles," fuhr er, zu seinem Freunde gewendet, fort, "doch habe ich die feste Ueberzeugung, das Geheimniß werde nicht immer Geheimniß bleiben. Ich danke Gott, daß wenigstens ein schwacher Schimmer der Wahrheit den falschen Verdacht, der auf mir gelastet, zerstreuen hilft, daß ich nicht mit Schande in die Grube fahre, daß die, welche mich lieben, sich nicht mit verhäßtem Haupt von meinem Sarge abwenden müssen."

"Hätten Sie den Schmerz, die Reue derer gesehen, die getäuscht, irre geführt wurden —"

"Nicht weiter, Charles," unterbrach Sir Harry den Freund, "ich habe noch eine heilige Pflicht zu erfüllen, dann mögen Sie diese theuren Wesen von hier hinwegführen."

Eins der jammernden Kinder nach dem andern kniete nun am Bette des sterbenden Vaters nieder, er legte seine Hand auf ihr Haupt und sprach seinen letzten Segen über sie aus. Alice und Jane, seine beiden kleinen Töchter, wurden beinahe ohnmächtig aus dem Zimmer getragen, Reginald aber weigerte sich, den Vater zu verlassen.

"Ich bin kein Knabe mehr," rief er, "mein großer Schmerz hat mich zum Manne gemacht. Laß mich hier bleiben, ich will meine Thränen bekämpfen mit Gebet — Gebet für Dich, theurer Vater."

Sir Harry erlaubte ihm durch ein Neigen des Hauptes, bei ihm zu bleiben.

Ein halb erstarrtes Schluchzen erklang von der Thür her; der Sterbende wandte tragend sein Auge dahin.

"Es ist der arme Allan," sagte sein Sohn.

"Laß ihn herein."

Der verwaiste Knabe trat leise in das Zimmer, sank neben dem Bette auf das Knie und drückte die Hand seines Wohlthäters an seine Lippen.

"Armer Knabe," sagte der Baronet, "Selina, Du wirst ihn lieben um meinetwillen und um Reginald's willen. Ich habe ihn aufmerksam beobachtet, und habe mit Freunden die wachsende Freundschaft der beiden Knaben gesehen, sie sind einander werth. Versprich mir, daß Du immer freundlich und gut gegen ihn sein wirst."

"Als ob er mein eigener Sohn wäre," gelobte Lady Ashleigh mit tonloser Stimme.

"Ich habe Deiner nicht vergessen, Allan," fuhr der Baronet fort, "doch Du wirst das erfahren, wenn ich todt bin. Und nun, Charles, trenn's Herz, unveränderlich im Glück, wie im Unglück, empfangen Sie meinen Dank und mein Lebewohl."

Er reichte Dorillon seine erkaltende Hand.

"D, daß ich meine Freundschaft wirksamer hätte beweisen können," versetzte Dorillon mit von Thränen erstarrter Stimme, "aber ich schwöre bei unserer Liebe, daß ich nicht ruhen noch rasten will, bis der schwarze Schleier hinweggezogen ist."

"Genug, Charles, genug. Ich kenne Ihr Herz."

"Selina —"

Die schuldbewusste Frau warf sich neben dem Bett ihres Gatten nieder, ergriff seine beiden Hände mit leidenschaftlicher Inbrunst und badete sie mit Thränen.

"Selina, wir träumten es uns anders, als das Glück unserer Vereinigung zu lächeln und ein lautes Leben der Freude zu verheizen schien — ein ehrenvolles Alter, umringt von Kindern und Enkeln. Die Vorsehung hat es anders beschloffen. Laß mich mein Haupt an Deine Brust lehnen und so meinen letzten Seufzer anschnauen," fuhr er mit immer schwächer werdender Stimme fort.

"Schon umfängt mich Nacht, ich kann nicht mehr in Deine Augen blicken, aber ich fühle, daß sie mit unendlicher Liebe auf mich gerichtet sind, fühle Deine Thränen auf mein Gesicht fallen. Gott segne Dich und beschütze meine Kinder."

Noch einige unverständliche Worte, wahrscheinlich ein Gebet, folgten, dann kehrte die Seele des guten, hochherzigen Mannes in die Hände seines Schöpfers zurück.

Lady Ashleigh drückte ihrem Manne die Augen zu, preßte noch einen Kuß auf seine Lippen und wandte aus dem Zimmer, an dessen Thür Esther ihrer wartete und sie nach ihrem Zimmer führte. Hier legte sie die Erschöpfte auf das Sopha und begann, nachdem sie die Thür verschlossen, ihre Stirn und Hände zu baden.

"Todt," flüsterte die unglückliche Frau, indem sie mit irren Blicken um sich sah, "jetzt kennt er Alles — meine Sünde und meine Schande!"

"Auch das Ihnen zugefügte Unrecht," bemerkte Esther. "Wenn es den abgestorbenen Geistern vergönnt ist, von jenem Lande die Lebensschicksale derer, die sie auf Erden geliebt, klar zu überblicken, so sieht er das traurige Verhängniß, das Sie verfolgte, die rohe Gewalt, der Sie zum Opfer fielen."

"Ich bin eine Mörderin," schluchzte Lady Ashleigh, "eine Mörderin."

"Nennen Sie unsere That einen Act der Vergeltung und Sie haben sie richtig bezeichnet," sagte die Wittve ungeduldig. "Ich bin fest überzeugt, daß ich Arlon's Tod weder zu bereuen habe, noch dafür zur Rechenschaft gezogen werde. Er hatte sein Schicksal hundertfach verdient; wären alle seine Verbrechen bekannt gewesen, hätte die irdische Gerechtigkeit sicher das Urtheil über ihn gefällt, dessen Vollstrecker wir gewesen sind."

"Ich wünschte, ich könnte wie Du denken," seufzte Lady Ashleigh. "Es ist nicht wahr, daß Kummer und Reue den Lebensfaden zernagen, sonst müßte ich längst ausgelitten haben, oder bin ich vielleicht aufgespart, die irdische Strafe zu erdulden?"

"Um Dein Versprechen zu erfüllen," dachte Esther, indem sie der Dame ein Glas Wasser reichte, in das sie eine einschläfernde Essenz goss.

Für einige Stunden verlor die beklagenswerthe Gebieterin von Henston Hall das Bewußtsein ihres Glends in einem tiefen Schlafe. Doch als sie erwachte, traten wieder die schrecklichsten Bilder vor ihren Geist. Die Aufregung warf sie aufs Krankenlager und mehrere Wochen hindurch verzweifelten die Aerzte an ihrem Wiederaufkommen. Esther war die einzige Person, die keinen Augenblick die Hoffnung auf ihre Genesung aufgab.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Die Räume der Kirche von Henston hatten vielleicht niemals eine so zahlreiche Versammlung aufgenommen, als an Sir Harry's Begräbnistage. Es war kaum eine der vornehmen Familien der ganzen Grafschaft, die nicht einen oder mehrere Vertreter geschickt hätte; die außerordentlichste Huldigung ward dem Gedächtnis des Dahingegangenen aber von den Besitzern der Grange dargebracht. Beide Damen erschienen selbst schwarz gekleidet in ihrer ebenfalls schwarz ausgefagelten Familiencarosse, und als der Leichenzug auf dem Kirchhof anlangte, sahen die Leidtragenden mit Erstanen sämmtliche Pächter, Gutsangehörige und Diener der Miß Lucas in zwei Reihen von der Kirchhofthür bis zur Kirche aufgestellt, jeder eine schwarze Schärpe und ein rothes Band an der Schulter tragend.

Kein Auge blieb trocken, als der verwaiste Sohn des Verstorbenen an Dorillon's Hand erschien. Der arme Knabe war todtbleich, aber keine Thräne verrieth seinen Schmerz. Er gedachte des seinem Vater widerfahrenen Unrechts und sein Stolz verbot ihm, ein nasses Auge sehen zu lassen. Erst als der Sarg in die Gruft verankert ward, verließ ihn die Kraft, welche ihn bisher aufrecht erhalten, er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte lange und bitterlich. Still und traurig verlor sich die Menge, in dem Gefühl, einen guten Mann begraben zu haben.

Am Tage des Begräbnisses durfte Simon Cobb nicht wagen, sich zu zeigen, so aufgebraut war das Volk gegen ihn. Eine um so populärere Person war dagegen Martha, die sich überall rühmte, durch ihr Zeugniß das in dem Gewölbe begangene Verbrechen an das Tageslicht gebracht zu haben. Es war eine schwere Prüfung für den alten Todtengräber, bei Sir Harry's Begräbnis sein Amt von einem Anderen verrichten zu lassen, und es hatte, um ihn dazu zu bewegen, der wiederholten, eindringlichen Ermahnungen des Rectors bedurft.

"Warum soll ich mich wie ein Dieb verbergen?" fragte der alte Mann, "ich habe nichts gethan, dessen ich mich zu schämen hätte."

"Nichts?" wiederholte seine Frau, "nennst Du das noch nichts, daß Du Walter Chester bei der Ausführung seiner Nichtswürdigkeit geholfen hast?"

"Walter Chester ist kein Nichtswürdiger, die sind es, welche ihn so nennen."

"Rechtshaffene Männer entziehen nicht bei Nacht und Nebel!" Martha hatte damit Simon's schwachen Punkt getroffen. Das geheimnißvolle Verschwinden seines Wohlthäters war ihm so räthselhaft, daß er beschloß, auf Entdeckungszügen nach ihm auszugehen.

Am anderen Morgen nach dem Begräbnisse war der alte Mann aus seiner Hütte verschwunden. Einige sagten, er sei über Seite geschafft worden, Andere, er habe selbst Hand an sich gelegt, noch Andere behaupteten, Sir John Sheldrake und Fairfax hätten ihn bestochen, sich von Henston zu entfernen, weil sie fürchteten, er könne für sie sehr unangenehme Geständnisse machen.

Die einzige bestimmte Nachricht, die man über den Todtengräber erfuhr, war die Angabe des täglich nach Henston kommenden Botens, der ihm am Tage seines Verschwindens auf dem Wege nach London begegnet war. Nachdem man mehrere Wochen auf seine Rückkehr vergeblich gewartet, erklärte der Rector die Stelle des Todtengräbers für erledigt und übertrug sie einem Anderen.

Sir Harry's Testament war bei seinem Banquier in London niedergelegt, der, ausdrücklichen Instructionen zufolge sich entschieden weigerte, es herauszugeben, ehe er dazu den schriftlichen Befehl der Wittve erhalten hätte. Wochen vergingen indeß, ehe dieser schriftliche Befehl von Lady Ashleigh verlangt werden konnte. Endlich wagte es Dorillon und in kürzester Zeit langte das Document von London an.

Gelehnt auf den Arm ihres Stiefsohns — jetzt der junge Sir Reginald — trat Lady Ashleigh in die Bibliothek, wo die Glieder der Familie zur Eröffnung des Testaments versammelt waren. Todtenblässe bedeckte ihre Züge, der Gram hatte ihre einst so glänzende Schönheit zerstört und doch war wol niemals interessanter als in diesem Augenblick erschienen.

"Wo ist Allan?" fragte sie die Anwesenden überblickend.

Der Testamentsvollstrecker erklärte, er habe Allan's Gegenwart nicht für nothwendig erachtet.

"Sie irren sich, ich weiß, daß sie nothwendig ist," versetzte Lady Ashleigh ruhig, "schicken Sie sogleich nach ihm."

Man kam unverzüglich diesem Befehle nach und schon nach wenigen Augenblicken trat Allan in das Gemach.

Das Testament enthielt zuerst die durch die Minderjährigkeit des Erben gebotenen Bestimmungen und bestellte Sir Reginald Charles Dorillon und Oberst Howard zu Vormündern. Denselben wurde zur heiligen Pflicht gemacht, sobald als möglich für die Bezahlung der auf Henston lastenden Hypothekenschulden zu sorgen, ja sie erhielten die Ermächtigung, zu diesem Zwecke einen Theil des Waldes fallen zu lassen.

"Seltsam," bemerkte Oberst Howard, "an wen soll denn die Schuld bezahlt werden? Sir Harry war ja der Erbe seines Veters."

"Lesen Sie weiter," sagte Lady Ashleigh.

"Was die mir von meinem Vetter Mark Arlon zugesagte Erbschaft anbelangt," fuhr der Testator fort, "so verzichte ich feierlich darauf und gebiete meinen Kindern, wenn der Wunsch und Segen ihres Vaters Werth für sie hat, nie etwas davon anzunehmen oder auf irgend eine Weise davon Vortheil zu ziehen."

"Einhunderttausend Pfund des gedachten Vermögens vermache ich Allan Arlon, dem jetzt in meiner Familie lebenden Pflegesohne meines verstorbenen Veters. Das Uebrige soll für ihn verwaltet und ihm nebst den Zinsen ausgezahlt werden, wenn es ihm gelingt, den Mörder seines Vaters zu entdecken. Sollte ihm dies nicht möglich sein, so geht das Vermögen an Wohlthätigkeitsanstalten über."

Tiefes Schweigen herrschte nach Vorlesung dieses Paragraphen in der Versammlung. Endlich rief Dorillon: "Eine höchst edelmüthige, aber jetzt vollkommen unnütze Maßregel, sein Name ist erhaben über jedem Verdacht."

Das Testament fügte dem Lady Ashleigh bereits zugesicherten Wittthum noch zweitausend Pfund jährlicher Renten hinzu und theilte die bedeutende Summe, mit welcher der Baronet sein Leben versichert hatte, zu gleichen Theilen zwischen sie und ihre Töchter.

"Wußten Sie von diesem Testament?" flüsterte ihr Dorillon zu.

"Ich wußte davon und billigte es," war die Antwort. "Bitte, lassen Sie mich die mir obliegende Aufgabe zu Ende führen. Wem sind die Juwelen vermacht?"

"Ihnen natürlich."

"Und wie viel beträgt mein Theil an der Lebensversicherung?"

"Wenigstens dreißigtausend Pfund."

"So will ich, daß die Juwelen, vorausgesetzt, daß sie nicht Familienstücke sind, verkauft und die dafür erlöste Summe zusammen mit dem mir zugehörigen Theil der Lebensversicherung zur Bezahlung der Hypothekenschulden verwendet werden. Ich werde freier athmen, wenn kein Schilling mehr von Mark Arlon's Geld in unseren Händen bleibt. Haben Sie meine Wünsche verstanden?"

"Vollkommen," entgegnete der Testamentsvollstrecker, "ehe ich mich jedoch zu ihrer Ausführung bereit erkläre, bitte ich Sie, zu bedenken, daß laut der Bestimmungen des Testaments zur Lösung der Hypothek Mittel in Händen haben, die solche Opfer nicht nöthig machen. Die Juwelen könnten Ihnen wenigstens erhalten bleiben."

"Nur die, welche dem Erben gehören, sind unveräußerlich, die mir zugefallenen sollen verkauft werden. Meine Töchter bedürfen ihrer nicht, der Name ihres Vaters wird ihnen ein köstlicheres Vermächtniß als alle Kleinodien der Welt sein."

Mit diesen Worten verließ die Dame die Bibliothek und begab sich in ihre Gemächer, wo sie den übrigen Theil des Tages in strengster Zurückgezogenheit verlebte. Nur Esther, ihr böser Genius, hatte Zutritt zu ihr. Das räthselvolle Weib legte durch ihr ganzes Betragen eine Unzufriedenheit an den Tag, die Lady Ashleigh trotz ihrer tiefen Niedergeschlagenheit auffiel und sie zu der Frage veranlaßte, ob Esther durch irgend etwas verstimmt sei.

"Freilich bin ich verstimmt über Ihre Schwäche, wenn auch nicht verwundert. Welcher Einfall, dreißigtausend Pfund wegzugeben; Ihre Töchter werden verhältnißmäßig arm sein."

Lady Ashleigh wünschte in ihrem Innern, sie wären Bettlerinnen. Das ihr von Esther abgebrungene Versprechen, eine ihrer Töchter mit Karl zu verheirathen, folterte sie auf entsetzliche Weise.

"Damit noch nicht genug," fuhr Esther fort, "Arlon's Sohn erbt hunderttausend Pfund, die Ihre Töchter hätten bekommen können, es ist noch eine andere Klausel da, die ihm die ganze Erbschaft in Aussicht stellt. Er mag sich hüthen, sie sich verschaffen zu wollen — der Dube ist gefähr-

lich und muß aus dem Wege geschafft werden," fügte sie flüsternd hinzu.

Lady Ashleigh erhob sich mit plötzlicher Energie von ihrem Sitze, trat dicht an Esther heran und blickte ihr forschend in das Gesicht.

"Du haßest ihn!" rief sie.

"Ich habe keinen Grund, ihn zu lieben."

"Höre mich, Esther, Kummer und Sorge haben mich scharfblickend gemacht, ich erkenne Deine Pläne sehr genau. Sagst Du Allan's oder Sir Reginald's Leben anzutasten — Du siehst, ich habe Dich vollständig durchschaut — so überliefe ich Dich den Händen der Gerechtigkeit, bringe Dich auf das Schaffot."

"Und Sie, Selina, was wird aus Ihnen?" fragte das dämonische Weib mit hämischen Lachen.

"Ich," entgegnete Lady Ashleigh mit erzwungener Ruhe, "werde dort mit Dir enden. Die Mörderin und ihre Mitschuldige trifft das gleiche Loos."

Esther erlebte; die Drohung, so entsetzlich sie klang, trug unverkennbar den Stempel, aus einem festen, unveränderlichen Entschlusse hervorgegangen zu sein.

Siebenundzwanzigtes Kapitel.

Unerklärlich war Dorillon die strenge Thätigkeit, mit welcher Lady Ashleigh nach dem einen Ziele hinstrebte, die Güter von Schulden frei zu machen und sich zu diesem Zwecke des ihr von Sir Harry gesicherten Reichthums zu berauben.

"Sie bringen unnöthige Opfer," sagte er ihr, als er vielleicht zwei Monate nach Sir Harry's Tode eine geschäftliche Unterredung mit ihr hatte, "nach den Anordnungen meines verewigten Freundes werden wir mit der Zeit —"

"Mit der Zeit," unterbrach sie ihn, "nein, es muß so gleich geschehen, erst wenn der letzte Schilling dieses Geldes zurückgezahlt ist, kann ich meines Gatten Ruf als glänzend wiederhergestellt betrachten."

"Sie beschränken aber durch diese Einrichtung Ihr Einkommen auf achthundert Pfund jährlich."

"Vollkommen hinreichend für meine Bedürfnisse."

"Bedenken Sie, was ein Haushalt, wie er in Henston Hall geführt werden muß, kostet."

"Ich werde nicht in Henston bleiben."

"Wie, Sie wollen sich und Ihre Kinder der Heimath berauben?"

Sie blickte ihn mit einem unaussprechlich schmerzlichen Ausdruck an und sagte: "Heimath ist mir, wo süßer Frieden und häusliches Glück wohnen. Hier finde ich nichts als Erinnerungen, die das Herz zerreißen. Ich möchte lieber die mir noch beschiedene Lebenszeit in einer Todtengruft verbringen, als hier, wo jeder Schritt mir meine verlorene Glückseligkeit und das mir zugefügte Unrecht zurückruft. Außerdem habe ich aber noch andere Gründe. Die schönen Waldungen, die er so liebte, sollen nicht gelichtet werden."

Lady Ashleigh's vornehmen Freunde legten, als sie die von ihr gebrachten Opfer erfuhren, öffentlich die größte Bewunderung für sie an den Tag, im engsten Kreise erklärten sie jedoch ihre Handlungsweise für die einer Wahnsinnigen. Es gab jedoch auch Personen, welche den von ihr gefassten Entschluß in seiner ganzen Erhabenheit zu würdigen wußten und ihr Beweise der aufrichtigsten Hochachtung darbrachten. Ungefähr einen Monat vor ihrer Abreise von Henston empfing sie von einem der bedeutendsten Rechtsanwältle in der Grafschaft einen Brief mit der Anzeige, ein Freund des verstorbenen Baronets erbiete sich, ihr ohne Zinsen die Summe von fünfthunderttausend Pfund bis zur Großjährigkeit des jungen Baronets vorzustrecken, um ihr beizustehen, die auf Henston haftenden Schulden zu bezahlen. Nur eine sehr eigenthümliche Bedingung war dabei gestellt: der Name des Darleihers sollte ein Geheimniß bleiben.

"Das ist ein höchst edelmüthiges Anerbieten und überhebt Sie jedes unnöthigen Opfers," sagte Dorillon, als Lady Ashleigh ihm das Schreiben mittheilte, "Sie werden es doch natürlich annehmen?"

Sie lächelte traurig. "Nicht einen Schilling," entgegnete sie fest, "mein allein ist die Aufgabe, niemand darf sie mit mir theilen, meine Feinde sollen mir wenigstens zugestehen müssen, daß ich meinen Gatten um seiner selbst willen geliebt habe."

"Ist das nicht eine krankhafte Ansicht?" gab ihr Dorillon zu bedenken.

"Krankhaft oder gesund, sie ist so fest bei mir gewurzelt, daß nichts den daraus hervorgegangenen Entschluß erschüttern kann."

Im Laufe der darauf folgenden Woche wurden die von ihr getroffenen Arrangements ausgeführt. Henston ward einem adeligen Herrn auf eine Reihe von Jahren pachtweise überlassen, die Contracte mit den übrigen Gutsangehörigen wurden erneuert und verlängert. Durch den Verkauf ihrer Juwelen und die Ueberweisung des ihr zugefallenen Vermögens an die Vormünder erhielt Lady Ashleigh wirklich die Genehmigung, die erforderliche Summe herbeizuschaffen und am Tage, ehe sie Henston Hall verließ, erschien folgender Artikel in den Zeitungen:

"Wir sind zu der Mittheilung autorisirt, daß nach dem Testamente unfres hochachtbaren, tief betrauernten Parlamentsmitgliedes, Sir Harry Ashleigh, die auf seinen Gütern haftenden Hypothekenschulden vollständig an die Verwalter des Arlon'schen Vermögens bezahlt sind, so daß nun die ehle Verzichtleistung auf ein Vermögen, an das sich so traurige Erinnerungen knüpfen, zur vollendeten Thatsache geworden ist. Die glänzende Ehrenrettung eines seit uralten Zeiten hochachtbaren Namens ist vollständig bewirkt. Möge die edle Frau, deren Hingebung und Selbstvergessenheit das geheiligte Werk vollbrachte, in der innigen Theilnahme und ehrfurchtsvollen Bewunderung Aller, die das Glück haben sie zu kennen, einen Trost finden bei dem schweren Verluste, den die Vorsehung ihr zu tragen auferlegt."

Die Wittve lächelte verächtlich, als sie diese pomphafte Lobrede las und warf das Blatt unnuhig von sich, Esther, die bei ihr im Ankleidezimmer war, hob es auf und las die Stelle.

"So ist es also wahr," rief sie aus, "Sie haben sich zur Bettlerin gemacht durch eine mißverständene Idee der Buße. Was haben Sie denn eigentlich zu bereuen? Die Richter sprechen täglich Todesurtheile aus und wissen von keiner Reue."

"Der Gerechtigkeit ist die Macht über Leben und Tod vom Allmächtigen verliehen, auf daß sie sie handhabe zum Schutze der Civilisation, das gibt aber nicht dem Einzelnen das Recht, sein eigener Richter zu sein."

"So bedauern Sie Arlon's Tod?"

"Ja." "Und möchten, wenn es in ihrer Macht stünde, die That ungeschehen machen?"

"Nein," sagte die unglückliche Frau, "so tief meine Reue ist, so entsetzlich die Träume sind, welche mich verfolgen, fühle ich doch, daß ich sie nicht ungeschehen wissen möchte. Es ist mir die Nothwendigkeit, die mich sie zu begeben zwang, welche ich beklage; müßte sie noch einmal geschehen," setzte sie ihre Stimme zu einem Flüstern dämpfend hinzu, "ich würde abermals nicht davor zurückbeugen."

Esther betrachtete sie erstaunt. In Lady Ashleigh's Augen stand eine kalte, feste Entschlossenheit, die sie ihr nicht zugezerrt hätte und die sie belehrte, daß sie noch weit entfernt war, eine unumschränkte Macht über diesen von ihr bisher unterschätzten Charakter zu haben.

"Wann verlassen Sie Henston?" fragte sie.

"Morgen. Dorillon hat einen für meine beschränkten Mittel geeigneten Landaufenthalt in der Nähe von Eton für mich besorgt; Belmont, glaube ich, ist sein Name."

"Soll ich Sie dahin begleiten?"

Lady Ashleigh lächelte bitter. Die Frage ward wiederholt. "Natürlich wirst Du mich begleiten. Das Band der Furcht und des Verbrechens ist noch stärker, als das der Liebe, wir sind hinfort Eine die Beobachterin der Andern, Mißtrauen und Zweifel haben die Stelle des in früheren Tagen zwischen uns herrschenden Vertrauens eingenommen; wir können nicht entfernt von einander leben."

"Wie Sie wünschen."

"Nicht wie ich wünsche, sondern wie das Verhängniß gebietet. Brauchst Du sonst noch etwas?"

"Lady Ashleigh," versetzte Esther, "ich bin Ihnen niemals eine Last gewesen und werde es auch ferner nicht sein. So gering die Mittel sind, welche ich besitze, sind sie für mich ausreißend; wenn ich Sorge und wünsche, so geschieht es nur für meinen Sohn."

"Karl wird mit Sir Reginald nach Eton gehen, denkst Du, ich habe meines Versprechens vergessen?" setzte sie schauernd hinzu.

"Gehen sie allein dahin?"

"Nein, Allan begleitet sie."

"Allan," wiederholte Esther, sehr unangenehm berührt von dieser Auskunft, die sie doch halb und halb gefürchtet hatte, "ich begreife nicht, wie Sie seinen Anblick ertragen können."

"Warum nicht?"

"Er ist der Sohn seines Vaters."

"Aber diesem sehr unähnlich. Ich habe nie bei einem Jüngling Weichheit und Festigkeit so glücklich gepaart gesehen, als bei ihm. Es ist ein Theil der Buße, die ich mir auferlegt habe, daß ich, soweit es die Verhältnisse verstaten, ihm den Vater ersetze, dessen ich ihn beraubte."

"Und sehen Sie nicht die Gefahren, welche für Sie aus diesem Verhalten erwachsen?" fragte Esther ungeduldig.

"Was für Gefahren? Ich sehe keine."

"Denken Sie an Sir Harry's Testament, an das Interesse, was er hat, die Mörder seines Vaters zu entdecken."

"Er wird sie nicht in dem Hause suchen, wo er die glücklichste Zeit seines Lebens verbrachte," erwiderte Lady Ashleigh.

"Ganz wie es Ihnen beliebt; dies ist jedoch nicht das einzige Bedenken."

"Sprich deutlich."

"Sie haben Töchter und Allan ist Mark Arlon's Sohn, möchten Sie eine von ihnen mit ihm verheirathet sehen?"

"Esther, treibe mich nicht zum Wahnsinn!" rief Lady Ashleigh entsetzt aufspringend, "indem Du solche Schreckbilder vor mir heraufbeschwörst. Mein Kind, die Gattin von Mark Arlon's Sohn, ich möchte sie lieber im Grabe, lieber vereinigt mit dem geringsten Bettler sehen."

Die Stimme versagte ihr, nach Athem ringend sank sie in ihren Stuhl zurück. Nach einer längeren Pause fügte sie hinzu: "Du hast Recht, hier droht Gefahr, ich danke Dir, daß Du mich darauf aufmerksam gemacht hast."

"So werden Sie ihn also seinen Vormündern zuschicken?"

"Das sagte ich nicht."

Das ränkevolle Weib biß sich auf die Lippen, trotz aller Schlanheit hatte sie ihren Zweck nur zur Hälfte erreicht.

"Sie sind jetzt nur noch Kinder," fuhr Lady Ashleigh fort, "ich werde sie genau beobachten und bei dem ersten Zeichen einer erwachenden Liebe zwischen ihnen sie auf immer trennen."

"Sie täuschen mich doch nicht, indem Sie sich den Anschein geben, eine Verbindung zwischen Allan und Ihrer Tochter so tief zu verabsehen?"

"Esther, bist Du ein Weib, bist Du eine Mutter?" rief Lady Ashleigh unwillig, "daß Du eine solche Frage an mich richten kannst? Die Eifersucht muß Dich gänzlich verblendet haben. Eine solche Verbindung wäre etwas Unerhörtes, ich ein Schenkel, wenn ich daran denken könnte! Verlaß mich, Du hast mir jetzt das Recht gegeben, den Ton der gekränkten Tugend gegen Dich anzunehmen."

"Sie ist doch nicht offen gegen mich," sprach Esther, als sie sich aus dem Zimmer entfernte, zu sich selbst, "sie hat noch geheime Gründe für ihre Handlungsweise, ich muß sie sorgfältig beobachten, um diese herauszubringen."

Sobald sich Lady Ashleigh allein sah, sank sie auf ihre Knie und streckte flehend die Hände zum Himmel empor: "Varmherziger Gott, mir nicht diese Prüfung, nur diese nicht! Furchtbar und unerforschlich sind Deine Wege! Ich verstehe jetzt die Drohung, die in den Worten liegt: 'Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an ihren Kindern' in ihrer ganzen bedeutungsvollen Schwere, habe Mitleid mit ihrer Jugend, ihrer Unschuld, nimm ein gebrochenes Herz, ein zu Boden getretenes Leben als Sühne an!"

Die durch ihre Mitschuldige heraufbeschworene Vorstellung war so peinigend und beängstigend, daß Stunden vergingen, ehe sie sich entschließen konnte, nach dem Zimmer zu gehen, wo ihre Kinder sie erwarteten.

Karl war trotz seiner Jugend doch schon lange, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, in die Pläne seiner Mutter eingeweiht. Er wußte, daß er Alles anstreben müsse, um die Liebe der ältesten Tochter seines verstorbenen Wohlthäters, wie die Freundschaft ihres Bruders zu gewinnen und auf diese Weise den Weg zu einer Heirath anzubahnen, die für ihn, nach dem Ausspruche seiner Mutter, das einzige Mittel zur Erlangung einer vornehmen, einflussreichen Stellung in der Welt sei.

Der Knabe war von Natur stolz und feinfühlig genug, um den Unterschied zu merken, den Jedermann zwischen ihm und dem jugendlichen Erben von Henston Hall machte. Die

Wahrnehmung erbitterte ihn und flößte ihm ein Gefühl der Abneigung gegen Sir Reginald ein. Allan's Aufnahme in die Familie ließ Karl weder Tag noch Nacht Ruhe. Er haßte ihn vom ersten Augenblicke, wo er ihn sah, wegen der Vorzüge, mit denen die Natur ihn so verschwenderisch ausgestattet, wegen der Güte, die ihm Sir Harry und seine Gemahlin bewiesen, wie wegen der schnell erwachsenden innigen Freundschaft zwischen ihm und dem nunmehrigen jungen Baronet. Mehr als einmal war er schon seine Mutter angegangen, ihren ihm wohl bekannten Einfluß auf Lady Ashleigh aufzubieten, um Allan's Entfernung von Henston Hall zu bewirken.

Der Versuch war mehrmals erfolglos geblieben, ohne daß Esther für diese Hartnäckigkeit von Lady Ashleigh's Seite einen anderen Grund, als die letzten Wünsche Sir Harry's anzugeben wußte. Einige Male war ihr zwar schon die Vermuthung einer anderen Ursache gekommen, da sie jedoch keine Beweise dafür auffinden konnte, so wies sie sie als thöricht zurück.

Karl war entzückt, als seine Mutter ihm die Nachricht brachte, er solle Sir Reginald nach Eton begleiten. "Das freut mich, das freut mich!" rief er in die Hände schlagend aus, "in Eton werden wir endlich auch Allan los sein."

"Allan geht mit," entgegnete die Mutter. "Es ist leider nicht zu ändern."

"Auser durch Festigkeit," sagte der Knabe unwillig, "und die fehlt Dir. Ich weiß, Du besitzt große Macht über Lady Ashleigh. Sage mir wodurch."

"Diese Vermuthung ist nur in Deiner Einbildungskraft entstanden. Wir waren Freundinnen in Indien und ich leistete ihr einst einen Dienst."

"Einen Dienst?" fragte der Knabe nachdrücklich.

"Ja, ihr Vater, ein verschwenderischer, leichtsinniger Mann, bekümmerte sich nicht um sie, da ward ich ihre Gefährtin und Freundin."

"Und was brachte Dich nach Europa, Mutter?"

"Der Bankrott eines Kaufmanns, bei dem mein Vater das mir hinterlassene kleine Vermögen niedergelegt hatte. Ich erntete nun die Früchte meiner früheren Freundschaft gegen Selina — Lady Ashleigh —, die mich als Freundin und Gesellschafterin bei sich aufnahm."

"Weil sie es nicht wagt, Dich als Untergebene zu behandeln," erwiderte der Knabe. "Mutter, Mutter, Du bist sehr klug, mich aber kannst Du doch nicht irre führen! Wann wird volles Vertrauen zwischen uns sein?"

"An dem Tage, wo Du der Gatte von Alice Ashleigh bist," war die Antwort.

Achtundzwanzigtes Kapitel.

Ehe Charles Dorillon von Henston Hall abreiste, machte er noch einen Besuch bei seinen Cousinen in der Grange. Beide trugen tiefe Trauer um ihren verstorbenen Nachbar, Sir Harry.

"Ich bin sehr, sehr erfreut, daß Sie noch einmal zu uns kommen, Charles," sagte die ältere Schwester, ihm mit großer Herzlichkeit entgegengehend, "ich fürchtete schon, Sie würden die Gegend verlassen, ohne uns Lebewohl zu sagen."

"Das konnten Sie nach Ihrer edelmüthigen Handlungsweise nicht von mir erwarten."

Margarethe Lucas that, als verstehe sie seine Anspielung nicht, Elizabeth aber sagte: "Sie meinen das Begräbniß? Wir konnten kaum weniger thun."

Ich sprach nicht davon, sondern von dem großmüthigen Anerbieten, das Lady Ashleigh gemacht ward, ich bin fest überzeugt, es kam von Ihnen."

"Still," flüsterte Margarethe Lucas, "meine Schwester weiß nichts davon und ich bin jetzt froh, daß ich ihr nichts gesagt habe."

"Warum?"

"Weil es zurückgewiesen ward," antwortete die Dame traurig. "Ich hätte so gern geholfen, die letzten Wünsche meines verstorbenen Nachbarn zu erfüllen."

"Seine Wittve hat sie erfüllt."

"Das höre ich und ihre Anspönerung hat meine Meinung über sie gänzlich geändert."

Als Dorillon sich verabshiedete, erklärte Miß Margarethe Lucas, ihn bis zum Thorhause begleiten zu wollen, eine Rücksicht, zu der sie sich nicht leicht herabließ und die Dorillon zu der Vermuthung brachte, sie habe ihm etwas Besonderes mitzutheilen. Wirklich begann sie auch, sobald sie das Zimmer verließ: "Ich möchte mit Ihnen über eine wichtige Angelegenheit sprechen, Charles, die von großem Einfluß auf Ihre künftige Lebensstellung ist. Ihr immer höher steigender Ruf ist ein Gegenstand des Stolzes für mich, wie für meine Schwester und erst gestern bedauerten wir, daß Sie nicht Lucas heißen. Sie haben gehört, daß Sir John Shelbrake von seinem eigenen Wahlschuss zur Verzichtleistung auf seinen Sitz veranlaßt ist? Es ist gar nicht zu beschreiben, wie groß der allgemeine Unwille gegen ihn ist."

"Der Welt Lauf," bemerkte der Rechtsgelehrte, "man rächt an dem Nächsten die eigenen Sünden."

"Sie vertheidigen ihn?"

"Er ist strafbar, Cousine, aber nicht in dem Grade wie Sie vermuthen. Sein Agent Fairfax hat seine Befehle weit überschritten, Sir John Shelbrake wußte nichts von dem abscheulichen Complot, das der Advocat mit Walter Chesler geschmiedet."

"Wah! Dem auch sei, er ist aufgefordert worden, sich einer Neuwahl zu unterwerfen und hat sich dazu bereit erklärt."

"Er wird wieder gewählt werden," antwortete Dorillon.

"Das ist meine Ansicht nicht."

"Wer sollte ihm entgentreten?"

"Sie."

"Ich?"

"Ja, Sie," wiederholte die alte Dame, indem Sie ihm ein Packet Briefe überreichte. "Lesen Sie diese Correspondenz durch, Sie werden daraus sehen, daß ich nicht müßig gewesen bin. Alle die, welche früher Sir Harry unterstützten, sagen Ihnen ihren Beistand zu und unsere Befürwortungen zählen doch auch für etwas. Worüber denken Sie nach?" fragte sie, als eine längere Pause erfolgte, erstaunt über das Stillschweigen, mit welchem Dorillon ihr Anerbieten aufnahm.

"Sie vergessen, daß mein Privatvermögen nur unbedeutend ist."

"Das meinige ist bedeutend."

Dorillon sah sie erstaunt an.

"Ich habe Sie seit Jahren beobachtet," fuhr sie fort.

„und Ihr männliches, unerschrockenes Auftreten in Sir Harry's Angelegenheit, die Art und Weise, wie Sie ohne Rücksicht auf Ihren eigenen Vortheil meine Vorurtheile gegen Ihren Freund bekämpften, haben mich zur Entscheidung gebracht. Sie sind mein Erbe.“

„Nehmen Sie meinen innigsten Dank für Ihre gute Meinung und freundlichen Absichten für mich, meine liebe Cousine,“ versetzte der Rechtsgelehrte. „Es ist aber keineswegs ein großes Verdienst, so und nicht anders gehandelt zu haben. Ich folgte einfach meiner Ueberzeugung.“

„Darin eben liegt der Muth, den man in unseren Tagen so selten findet. Sprechen wir nicht mehr davon, sondern sagen Sie mir lieber, ob Sie sich um den Parlamentsstimm bewerbten wollen.“

„Unter gewissen Bedingungen —“

„Keine weiteren Scrupel,“ unterbrach ihn Miss Lucas. „Ich halte das Andenken des armen Sir Harry nicht eher für verschont, als bis sein Feind von dem Plake vertrieben ist, den er auf unrechtmäßige Weise erlangt hat.“

„Das wird geschehen,“ entgegnete Dorillon, „die öffentliche Meinung ist zu sehr gegen ihn. Ich glaube der Wahl sicher sein zu dürfen.“

„Das glaube ich auch,“ erwiderte Margarethe, „ich stehe dafür. Und nun, Charles, leben Sie wohl. Sie werden bei Ihrer Ankunft in London einen Brief von unserem Sachwalter vorfinden, der Sie über den Kostenpunct beruhigen wird.“

Sie reichte ihm die Hand und kehrte nach dem Hause zurück, um ihre Schwester von der getroffenen Verabredung in Kenntniß zu setzen. —

der junge Baronet. „Wir fanden eine Thür am Ende der das Haus mit dem Thorweg verbindenden Gallerie und wollten gern sehen, wohin sie führte, aber sie war mit einem ungeheuren Schloß und einer langen eisernen Kette verschlossen.“

„Ihr hättet Euch den Schlüssel von dem Gärtner holen sollen.“

„Allan und ich gingen zu ihm und baten ihn darum, er antwortete jedoch, Mama werde sich erinnern, daß sich sein früherer Herr im Contract ausbedungen habe, ein Zimmer dürfe nie geöffnet werden.“

„Ich besinne mich jetzt auf einen solchen Paragraphen,“ erwiderte Lady Ashleigh, „er schien mir sehr unwesentlich und ich habe nicht weiter daran gedacht.“

„War irgend ein Grund für diese Bedingung angegeben?“

„Ich dünkte nicht.“

„Die Haushälterin sagt,“ bemerkte Allan, „Ihr Herr habe verschiedene alte Meubles, einige Schränke mit alten Papieren und eine Menge anderer Familienreliquien dort aufbewahrt und wolle nicht, daß Jemand dahin komme.“

„Da ist ja Eure Gespenstergeschichte schon zu Ende,“ sagte Dorillon lächelnd.

„Im Gegentheil, da fängt sie erst an. Die Frau des Thorhüters hat eine große Zuneigung zu Sir Reginald gefaßt, und als sie hörte, daß wir den Schlüssel zu dem Zimmer wollten, warnte sie ihn, ja nicht bis an die Thür zu gehen, denn man habe immer darin Geräusch gehört und die Gestalt einer Dame gesehen.“

Städtchen in der Nähe des Spreewaldes zugebracht, einer Gegend, deren Natur sich keines besseren Rufes erfreut, als die überhaupt so oft eine Sandwüste genannte Mark Brandenburg. Dieser fast allgemein verbreiteten Ansicht widersprach mein Freund auf das Entschiedenste, ja er versicherte, daß bei besserer Kenntniß der Naturschönheiten des Spreegebietes dasselbe auf Alle, die das rechte Verständniß und den rechten Sinn für die Natur besitzen, die gleiche Anziehungskraft ausüben würde, wie manche andere vielbesuchte Gegend des deutschen Vaterlandes. Seine lebendige Schilderung der so eigenthümlichen und romantischen Schönheiten des Spreewaldes besonders, dieser Völkerinsel, wo noch die Reste eines in grauer Vorzeit bedeutenden Volksstammes erhalten sind, machte in mir das Verlangen rege, diese Landschaft kennen zu lernen, und mein Freund war sehr gern bereit, mir dasselbst als Cicerone zu dienen.

Wir verließen in Herzberg die Eisenbahn und fuhren zu Wagen bis Kalau, von wo wir unsere Wanderung zu Fuß nach dem Dörfchen Burg, der südöstlichen Grenze des Spreewaldes, weiter fortsetzten. Meine anfängliche Besorgniß, daß ein Besuch des Spreewaldes nach den imposanten Eindrücken, welche die Natur der sächsischen Schweiz hervorgebracht, ermattend wirken müsse, wurde beim Anblick des höchst malerisch gelegenen Dörfchens Burg gänzlich beseitigt. Die hohen uralten Eichen und Erlen und andere Baumarten, welche die Ufer der Spree besäumen, spiegeln ihr dunkles Laub lieblich in dem klaren Wasser. Unter einem Laubhage, welches in der Sommerschwüle einen erquickenden Schatten bietet, gleitet das Wasser sanft dahin. Die Spree, welche unterhalb Cottbus



Im Spreewald.

Belmont, wohin sich Lady Ashleigh, nachdem sie Denston Hall verlassen, zurückzog, war eine an den Ufern der Themse, ungefähr sechs Meilen von Eton gelegene Besitzung. Das alte Herrenhaus war halb von Bäumen verdeckt, von einer hohen Mauer umgeben und hatte von fern nur das Ansehen eines bescheidenen Meierhofs. Die Zimmer waren indes groß und bequem, wenn auch einfach eingerichtet.

Bereits wenige Stunden nach ihrer Ankunft durchstrichen Jane und Alice in Begleitung der drei Knaben das alte Gebäude nach allen Richtungen und stürzten plötzlich außer Athem in das Zimmer, wo Lady Ashleigh und Dorillon sich in erstem Gespräch befanden.

„O Mama!“ rief Jane.

„Was denkst Du, was wir gefunden haben?“ sagte Alice.

„Etwas einen Schatz?“ fragte Dorillon.

„Etwas viel besseres, ein Gespensterzimmer,“ antwortete Alice.

„Ein Gespensterzimmer?“ wiederholte Dorillon ernst, denn er fürchtete den Einfluß abergläubischer Vorstellungen auf die jungen Gemüther. „Ihr werdet doch solchen Unsinn nicht glauben? Die einzigen Gespenster, die uns in der Welt verfolgen, sind unsere eigenen Thorheiten.“

„Und unsere Sünden,“ dachte Lady Ashleigh, indem sie einen tiefen Seufzer ausstieß.

„Wo ist das Zimmer?“

„Am Ende einer langen Gallerie an der Hinterseite des Hauses.“

„Seid Ihr darin gewesen?“

„Nein, es ist verschlossen.“

„Und eine Kette daran,“ fügte Jane hinzu, „stark genug für ein Gefängniß; erzähle es doch Mr. Dorillon, Reginald.“

„Hast Du es auch gesehen?“

„Das Zimmer wol, aber den Geist nicht,“ antwortete

„Glaubt Ihr denn diese Thorheiten?“

Reginald und Allan zögerten mit der Antwort.

„Und Du, Karl?“

„Ich glaube nicht daran,“ erwiderte Esther's Sohn, der Dorillon's Gunst zu erlangen wünschte, „es ist weiter nichts als das Geschwätz einer alten albernen Frau.“

„Du hast Recht,“ erwiderte Dorillon. „Es ist ja sehr natürlich, daß der Eigenthümer sich ein Zimmer im Hause für den Eud von der Haushälterin angegebenen Zweck vorbehalten hat. Ich vermute sogar, die alte Frau, welche Euch die Geschichte erzählte, glaubt sie selbst nicht und hat nur diese List gebraucht, um Euch von dem verbotenen Zimmer fern zu halten; ich werde übrigens mit ihr darüber sprechen.“

Die kleine Schaar war nur sehr wenig befriedigt von dieser Erklärung. Es hatte für sie etwas gar zu Entzückendes, in einem Hause zu wohnen, in welchem ein Gespenst umging.

(Fortsetzung folgt.)

### Ein Tag im Spreewald.

Von Edwin Rothe.

Auf einem Ausfluge nach der sächsischen Schweiz, den ich vor wenigen Wochen unternommen, hatte ich das Glück, ganz unerwartet in Tharand einen alten Freund zu treffen, der gleich mir in der herrlichen Gebirgsnatur Erholung suchte. Es war so manches Jahr verflossen, seit wir nichts von einander gehört, und es fehlte daher nicht an interessanten Mittheilungen unserer bisherigen Erlebnisse. Er hatte die ersten Jahre seiner juristischen Laufbahn in einem kleinen

wegen mangelnden Gefalles in Verlegenheit kommt, welchen Weg sie nehmen soll, theilt sich in eine unzählige Menge Arme, die die weite Niederung durchfließen. Dieses Gebiet bildet den Spreewald; derselbe ist ungefähr sechs Meilen lang, eine und eine halbe Meile breit und dreizehn bis vierzehn Meilen von Berlin entfernt. Da die ganze Gegend von einer Unmasse von Flußarmen, Fließen und Gräben durchschnitten ist, jedes Dorf seine Wasserstraße besitzt, ja in dem größten Theile dieses Gebietes es fast keine anderen Wege giebt, so müssen die Bewohner des Spreewaldes Alles, was anderswo zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen abgemacht wird, in Rähnen verrichten. Der Kahn ist deshalb fast so nöthig wie das tägliche Brod, und es wird wol kein Haus zu finden sein, dem dieser Gegenstand fehlt. Mit einer gleichsam angeborenen Geschicklichkeit wissen die Bewohner des Spreewaldes, Männer, Weiber und Kinder, den Kahn zu regieren, und preischnell gleiten sie mit demselben auf der glatten Fläche ihrer Wasserstraßen dahin. Jeden Verkehr mit Andern, von der Taufe bis zum Grabe, vermittelt der Kahn; alle Ausflüge und Besuche macht man zu Kahn ab. Im festlichen Schmuck fährt man Sonntags in Rähnen zur Kirche, auf Rähnen folgen die Leidtragenden der Leiche eines Verstorbenen, welche im Kahn zum Friedhof gebracht wird. Die Hochzeitsgäste begleiten in zahlreichen Rähnen das Brautpaar zur Kirche und verfehlen hierbei nicht, durch oft wiederholte Flinten- oder Pistolenschüsse dem Walde ein vielfaches Echo zu entlocken. Der Förster besucht zu Kahn sein Revier, verfolgt zu Kahn den Holz- und Grassdieb, fährt zu Kahn zur Jagd.

Von dem Dörfchen Burg aus setzten wir unsere Wanderung natürlich zu Kahn fort; zunächst besuchten wir die eine kleine halbe Stunde entfernten, durch mancherlei Sagen bekannten drei Rieseneichen, die Zeugen vergangener Jahrhunderte. Die nach den Riesendrillingen benannte Eichschenke

gewährte uns einen labenden Trunk, und nach kurzem Aufenthalt setzten wir unsere Reise weiter fort. Das Klappern der Pflöcker Mühle tönte uns schon von weitem entgegen; so reizend und einladend die Lage derselben auch ist, so mußten wir uns doch den Besuch derselben für diesmal versagen, da es nur in meiner Absicht lag, die Hauptpunkte des Spreewaldes kennen zu lernen. Wir stiegen auf das Fischerdorf Leipe zu. Noch ehe wir dasselbe erreichten, hatten wir Gelegenheit, zu unserer rechten und linken Seite auf den Spreewald Frauen, Männer und Kinder mit Feldarbeit beschäftigt zu sehen. — Einen eigenthümlichen Anblick gewährt das sogenannte „Wieten“, welches auf dem oberen Theile unserer Abbildung dargestellt ist. Die Frauen und Mädchen mit den malerisch gebundenen weißen Kopftüchern, den kurzen Hemdmänteln und farbigen Miedern haben nämlich, nachdem das Getreide geschnitten und eingefahren ist, nichts Geligeres zu thun, als die Stoppeln und das Unkraut zu beseitigen und auszuwieten, damit die junge Mohrrübenpflanzung sich desto ungehindeter und freier entwickeln kann.

An Stelle der uns entgegenstehenden frischen Wiesenmatten war früher undurchdringlicher Bruchwald, den die Wenden zum Zufluchtsort nahen, als sie vor den Deutschen nach Osten hin weichen mußten. Ihre Nachkommen, die nun heute noch hier wohnen, haben nach Art ihres Stammes die väterliche Sprache und Sitte inmitten der deutschen Bevölkerung in merkwürdiger Treue und Festigkeit bewahrt. Die frühere Wildniß des Spreewaldes ist mit einem großen Aufwande von Arbeitskräften durch Spatencultur in ein so fruchtbares Wiesen-, Acker- und Gartenland umgeschaffen worden, daß die Gemüse, Zwiebeln, Gurken und der Meerrettig des Spreewaldes ein beliebter Handelsartikel geworden sind. Besonders wird Berlin mit diesen Gegenständen vom Spreewald versorgt, und wollen die Berliner Gemüsehändlerinnen den Käufern die Güte ihrer Waaren recht anpreisen, so thun sie dies oft nur mit den Worten: „Ja, es ist da aus der Wendische.“

An dem Fischerdorf Leipe, dem wir einen kurzen Besuch zugebracht haben, um die häuslichen Einrichtungen des Wendenvölkchens kennen zu lernen, sind wir jetzt angekommen. Die Häuschen liegen auf kleinen Inseln unter dem Schattens mächtiger Eichen, sind gleich kleinen Burgen mit Gräben rings umflossen und durch Brücken aus Holz mit einander verbunden. Die vier kleineren Häuser zu beiden Seiten unserer Abbildung zeigen den Lesern das Äußere und das Innere der wendischen Wohnung. Die Gebäude sind meist von Holz, das der Wende, um es dauerhafter zu machen, lange Jahre hindurch auf dem Grunde seiner Wasser liegen hat; die Stuben sind niedrig, das Holz der Seitenwände und der Decke blank geschleert, ohne Anstrich oder Verputz. Längs der Wände laufen Stangen, auf welchen im Winter Wäsche getrocknet wird, dabei Kesselhalter, Topfbrett, Kannen, Fässer und sonstiger Hausrath; vor oder neben dem mächtigen Kachelofen, der von außen gefeuert wird, befindet sich ein roh gearbeiteter Tisch nebst entsprechenden Stühlen und Bänken. Der Aufenthaltsort der vierfüßigen Hausbewohner bildet nicht wie anderwärts ein Gebäude für sich, sondern hängt mit dem eigentlichen Wohnhause zusammen und befindet sich gewöhnlich hinter der Küche. — Die Bewohner des Dörfchens sind überaus freundlich und höflich und bieten in herzlichster Weise dem Fremden ihren wendischen Gruß. Als wir von Leipe wefwärts nach dem Dörfchen Lehde fuhren, wurden wir plötzlich durch das vielfach wiederholende Echo von Flinten- und Pistolen-schüssen aus der stillen Bescheidenheit aufgeschreckt, der wir uns, im Kahne liegend, beim sanften Dahingleiten derselben unter dem schattigen Laubdache hingeben hatten. Unser Gondelier hatte uns kaum erklärt, daß das Echo wol von den Freuden-schüssen eines ankommenden Hochzeitzuges herrühren müsse, als wir auch schon an einer Windung des Flußes die ersten uns entgegenkommenden Kahne erblickten. Zuerst natürlich das Brautpaar und dann in einer langen Reihe von Kahnen die freudig erregten Gäste in festlichem Schmuck. Von besonderem Interesse für mich war der Puz der Frauen, doch will ich mich eines weiteren Urtheils darüber enthalten und die Leserinnen als kompetentere Richterinnen nur einfach auf die in den beiden oberen Ecken unserer Abbildung dargestellten Trachten verweisen. Unser Aufenthalt in Lehde war nur von kurzer Dauer; ich hatte meinen Zweck erreicht und die Eigenthümlichkeiten des Spreewaldes in landschaftlicher und nationaler Hinsicht kennen gelernt.

Einen merkwürdigen Anblick, der mir freilich nicht geworden ist, soll der Winter gewähren: die große Wiesenwiederung ist in eine unübersehbare Eisfläche verwandelt; an die Stelle der Kahne, der gewöhnlichen Transportmittel des Spreewaldes, treten Schlitten; kaum hält das Eis, so schnallt sich alle Welt Schlittschuhe an; das arme alte Mütterchen, das sich Raff- und Leiseholz sammelt, das Schulkind, der Holzhauer, der Förster; Männer, Weiber, Kinder, alle gleiten dann pfeilschnell über die spiegelblanken Canäle.

Mit hereinbrechendem Abend langten wir in Lübbenau, der nordwestlichen Eingangspforte des Spreewaldes an, woselbst wir in dem Gasthause „zum braunen Fische“ übernachteten. Am anderen Morgen besuchten wir noch das Schloß und die herrlichen Paranlagen des Grafen Lynar zu Lübbenau. Hier sagte ich meinem Freunde Lebewohl und fuhr mit der Post nach Berlin und weiter in meine Heimath. Ich kam jetzt der Behauptung meines Freundes, daß der Spreewald viele eigenthümliche Naturschönheiten besitzt, nur beipflichten, und vielleicht täusche ich mich nicht in meiner Ansicht, daß auch diese Gegend bald zu den besuchteren unseres deutschen Vaterlandes gehören wird. [885]

### Titel der Frau.

Es ist keineswegs unsere Absicht, hier etwa von den Titeln zu sprechen, die bei der Verheirathung von dem Manne auf die Frau übergehen — ein Gebrauch, der so oft schon getadelt und bespöttelt worden ist, der aber auch eben so oft die wärmsten Vertheidiger gefunden hat; — von solchen Titeln wollen wir sprechen, die ein unüberäußerliches Recht, die schönste, heiligste Zierde der Frauen sind, die den Frauen Niemand streitig machen kann. Fast in keiner Sprache sind von den frühesten Zeiten her so viele sinnige und ehrende Bezeichnungen für das weibliche Geschlecht vorhanden gewesen, als in der deutschen. Diese etwas näher ins Auge zu fassen, sie soweit hinauf, als es irgend möglich ist, zu verfolgen, soll die Aufgabe der vorliegenden Zeilen sein.

In den ältesten Denkmälern unserer deutschen Sprache, die bis in das vierte Jahrhundert hinaufreichen, finden wir noch keinen an die spätere Bezeichnung „Frau“ erinnernden Ausdruck; für die weiblichen Wesen im Allgemeinen kommt in jenen alten Werken nur das Wort *quino* vor, welches sich noch bis auf den heutigen Tag bei den germanischen Völkern, die den Norden Europas bewohnen, den Engländern, Dänen, Schweden und Norwegern, nur mit einer geringen Veränderung der Laute, erhalten hat. Das englische Wort *Queen*, womit man in England in früheren Zeiten jede Frau, später jedoch nur die eine bezeichnete, welche die Krone des Landes trägt, ist sicher kein anderes, als jenes altdeutsche *quino*.

In den folgenden Jahrhunderten, vielleicht bis zum achten, finden wir bei allen deutschen Stämmen als ganz allgemeine Bezeichnung aller weiblichen Wesen die Worte *brüt*, die hohe, hervorragende, und *ibis*, die leuchtende, womit auch die Schlacht- und Schicksalsjungfrauen bezeichnet wurden. Endlich um das achte Jahrhundert tauchen zuerst bei den hochdeutschen Stämmen die Worte *wib* und *fröwa* auf. Letzteres, welches nur in ebem Sinne gebraucht wurde, bedeutet Gebieterin, deren Abzeichen das von dem Gürtel herabhängende Schlüsselbund ist. Bald erlangte das Wort *fröwa* eine immer weitere Verbreitung und wurde auch von den Niedersachsen angenommen. Von diesen, die mit der Zeit die Form *fröwa* in *früa* veränderten und hauptsächlich als Bezeichnung der Jungfrau *María üsera frü* (unsere liebe Frau) gebrauchten, ging das Wort in das Holländische und Flämische über. Noch heute genießt es in Holland und Belgien das höchste Ansehen und wird selbst als Titel und Aured in min *frü* ganz gleichbedeutend dem französischen „Madame“ gebraucht.

Von dem Worte *frü* nun wird zunächst *heimfräwa* gebildet, woraus später *hüsfräwa* geworden ist. Jeder Verheiratheten, sie mochte nun die Gemahlin eines Herrn sein oder nicht, kam dieser Titel zu. Etwas jünger ist die Bildung der Worte *jungfrü* und *fröwlin* (Fräulein); diese Bezeichnungen wurden nur den Töchtern der Vornehmen gegeben. Für Jungfrau im neueren Sinne gebrauchte man *magad*, d. h. die erstarke, woraus Mädchen, Maid und das heute ein dienendes Verhältniß bezeichnende *Magd* entstanden sind.

In der poetischen Zeit des Mittelalters, als das Ritterthum und der Minnegefang in der höchsten Blüthe standen und der Frauendienst ein wahrer Frauencultus war, durch den man das Heilige und Ahnungsreiche des weiblichen Geschlechts verehrte, da wurde die Bezeichnung *fröwa*, welche man früher nur den höheren Ständen beigelegt, auch auf die niederen Stände ausgedehnt. Aber auch das Wort *Weib* gelangte jetzt zu größerer Geltung und fast zu derselben Bedeutung wie *fröwa*, so daß sogar ein Streit unter den Dichtern darüber entstand, welchen von beiden Wörtern der Vorzug gebühre, welches der Ehre und Würde des weiblichen Geschlechts am angemessensten sei. Erst eine viel, viel spätere Zeit hat den Ausdruck „Weib“ auf jene niedrige Stufe gestellt, wo wir es heute zu finden gewohnt sind, trotzdem aber nicht bewirken können, daß es aus der Sprache der Poesie und des Herzens verbannt wurde, und so haben wir hier die wol kaum in einer zweiten Sprache vorkommende Eigenthümlichkeit, daß dasselbe Wort, je nach dem Sinne, in welchem es gebraucht wird, die Edelste und die Verächtlichste des Geschlechts bezeichnen kann.

Bis in das 14. Jahrhundert waren die Worte *fröwa* und *Weib* ohne Unterschied, ob verheirathet oder unverheirathet, zur Bezeichnung jedes weiblichen Wesens gebraucht worden. Erst seit Mitte des 14. Jahrhunderts stellte man die Bezeichnungen *fröwa* und *Weib*, oder in der Zusammenfügung *Chefrau* und *Geweib*, für Verheirathete fest. Die Unverheiratheten, welche dem Fürsten- und hohen Adelsstande angehörten, hießen *fräulein*, die des Bürgerstandes *Jungfrau*.

Noch bei zwei Wörtern müssen wir einen Augenblick verweilen, bevor wir zu den fremdländischen *Dame*, *Madame* und *Mademoiselle* übergehen. Es sind dies die echt deutschen Worte *Hauschre* oder *Hauszier* und *Frauzimmer*.

Die beiden ersten Worte, neben welchen im 16. Jahrhundert auch eine Zeit lang das lateinische Wort *domina*, d. h. Herrin, zur Bezeichnung der Hausfrau gebraucht wurde, sind schon im 17. Jahrhundert aus der gebräuchlichen Umgangssprache wieder verschwunden; aber sie legen doch Zeugniß ab, in welch hohem Ansehen bei unseren Vorfahren die Gattin und Mutter stand, daß sie selbst in der Aured als Ehre und Zier des Hauses bezeichnet wurde.

Das Wort *Frauzimmer* erscheint zuerst im 15. Jahrhundert, jedoch anfänglich nur als ein neuerer Ausdruck für „Kemmate“, d. h. als Bezeichnung der in Fürsten- und Ritterschlössern ausschließlich den Frauen bestimmten Gemächern. Erst viel später ging der Ausdruck von dem Gemache auf die Bewohnerinnen über, und *Frauzimmer* ward gebräuchlich für Personen weiblichen Geschlechts überhaupt. Das Wort bezeichnet mithin die Bestimmung der Frau für das Haus und ist also vollkommen ehrenhaft, es bietet außerdem den Vortheil einer Gesamtbezeichnung für Verheirathete und Unverheirathete; dennoch und obgleich selbst Goethe sich seiner noch vielfach bedient, ist es in Mißcredit gekommen und darf nur noch in wenigen Gegenden Deutschlands ohne Anstoß zu erregen gebraucht werden. Womit es diese Abneigung verdient hat, läßt sich schwer sagen; vielleicht liegt es daran, daß es wegen seines Baues nie in Gedichten benutzt und dadurch gleichsam geädelt werden konnte, vielleicht auch ist es eben nur eine Laune, denn auch die Sprache hat ihre Sympathien und Antipathien.

In den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, als viele fremde Kriegsvölker Deutschland überflutheten, taucht zuerst das Wort *Dame* auf, aber es wurde anfänglich nur im spöttischen oder verächtlichen Sinne gebraucht. Der Einfluß des glanzvollen französischen Hofes unter Ludwig dem Vierzehnten, durch den französische Sprache und französische Sitte in allen übrigen Staaten Europas herrschend wurden, verschaffte den französischen Bezeichnungen für *fröwa* u. s. w. überwiegende Herrschaft. Die *Frauzimmer* mußten den *Damen*, die *fröwa* der *Madame*, *fräulein* und *Jungfrau* der *Mademoiselle* und *Demoiselle* weichen, so daß *Mademoiselle* für den Adel, *Demoiselle* für den Bürgerstand galt. Die vornehmeren Schichten der Gesellschaft entledigten sich aber bald wieder dieser fremden Wörter und die Bezeichnungen *fröwa* und *fräulein* traten wieder in ihre früheren Rechte ein, so daß also die verheiratheten Frauen des Adels gnädige *fröwa*, *fröwa* Baronin u. s. w. genannt wurden, die unverheiratheten adeligen dagegen den Titel *fräulein* wieder bekamen. Die Worte *Madame* und *Mademoiselle* wurden nun von den Bürgerstände angenommen und bis auf die neuere Zeit beibehalten. Man nahm es jedoch noch im 17. Jahrhundert mit dem Titel

„*fröwa*“ nicht so streng und ertheilte denselben besonders bei feierlichen Anreden auch Unverheiratheten. Wie man ja auch noch jetzt an eine Fürstin „Allergnädigste *fröwa*“ schreibt, so mag verheirathet sein oder nicht; ebenso wird die Priorin oder Abtissin adeliger Fräuleinsitze „*fröwa*“ genannt. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts durfte man das Wort *fröwa* nur dann anwenden, wenn man es mit einem Titel verbinden konnte, als Zusatz zum Namen allein bezeichnete es die niedrigsten Stände der Gesellschaft.

Die Worte *Madame* und *Mademoiselle* scheinen gegenwärtig auch vom Bürgerstande verbannt zu werden, um den herrlichen echt deutschen Bezeichnungen wieder Platz zu machen. Die Sitte, jede gebildete unverheirathete Frau, ob adelig oder nichtadelig, „*fräulein*“ zu nennen, ist schon ganz allgemein geworden und damit dem Worte *Mademoiselle* der Todesstoß gegeben. Es verschwand mit großer Schnelligkeit und hat sich eigentlich nur in sehr kleinen Kreisen erhalten, oder besser gesagt das Dasein gefristet. Der *Mamsell* folgte die *Madame*, welche jedoch weit hartnäckiger das Feld behauptete und immer noch auftaucht, obgleich man in der guten Gesellschaft längst darüber einig ist, es durch unser schönes, der weiblichen Würde vollkommen entsprechendes Wort *fröwa* zu ersetzen, oder vielmehr diesem den ihm von Alters her gebührenden Platz wieder zu geben. So ist denn vereint und ihres früheren Glanzes beraubt, gleich der Letzten ihres Stammes, nur das Wort *Dame* übrig geblieben und wird noch gelehrt als *Collectivname*, obgleich es ein eigentliches Bürgerrecht in Deutschland nie erlangt hat und stets verbannt war aus der Sprache deutscher Dichter, wie von der *Kausel* und aus dem *Gerichtsstyl*. Auch diesem Worte ist jedoch schon die Art an die Wurzel gelegt, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich beginnt man es zu verlegen, und nach dem Vorgange neuerer Schriftsteller sich als Bezeichnung des weiblichen Geschlechts im edelsten Sinne des Wortes „*femmes*“ zu bedienen. Wenn unsere fränkischen Nachbarn aber selbst ein Wort nicht mehr haben wollen, so sollten wir, die wir es von ihnen entlehnt, es noch weniger behalten und wir bedürfen desselben selbst als allgemeine Bezeichnung nicht. Können wir auch dem einmal gerichteten Wort „*Frauzimmer*“ nicht wieder Eingang verschaffen, so hat das Wort „*fröwa*“ doch keineswegs seine ursprüngliche Bedeutung verloren, sondern kann sehr wohl im allgemeinen Sinne für Verheirathete und Unverheirathete angewendet werden, bleibt für alle der schönste, edelste Titel.

### Der erste Omnibus.

Wir blicken mit vollem Rechte stolz auf alle die Siege, welche der Menschengeist den Naturkräften abgewonnen, auf alle die Fortschritte, welche Kunst und Industrie mit jedem Jahre gemacht haben und noch zu machen im Begriffe stehen. Dieses wohlgegründete Gefühl der Freude und Bemüthung über die erlangten Erfolge führt uns aber zuweilen, wie dies im Leben wol zu geschehen pflegt, zu weit. Wir sind oft geneigt, Erfindungen und Einrichtungen als ausschließliches Eigenthum unserer Zeit in Anspruch zu nehmen, die in der That schon eine viel frühere Epoche ins Leben rief und die aus dem Todesschlaf, in welchen sie versunken gewesen, durch den belebenden Hauch einer rastlos thätigen Welt wieder erweckt worden sind.

So betrachten wir den Omnibus als eine Einrichtung, die wir dem praktischen Verstande, dem organisatorischen Talente des neunzehnten Jahrhunderts zu danken haben, während er in Wahrheit schon vor zwei Jahren seinen zweihundertjährigen Geburtstag gefeiert, einen sehr berühmten Vater und einen höchst erlauchten Gönner gehabt hat.

An einem schönen Märztage des Jahres 1662 genoss Paris das festliche Schauspiel, den ersten Omnibus vom Stapel laufen zu sehen. Der berühmte Mathematiker *Bascal* hatte ihn erdacht und stand mit dem Herzoge von *Roanes* und mehreren Herren vom höchsten Adel an der Spitze des Unternehmens; der König *Ludwig* der Bierzehnte genehmigte die Errichtung einer Omnibuslinie durch ein in aller Form abgefaßtes Decret. Dasselbe verordnete, daß die Wagen, deren Anzahl zuerst sieben betrug und die jeder zu acht Personen eingerichtet waren, täglich zu festgesetzten Stunden, gleichviel ob leer oder voll, von den äußersten Endpunkten der Stadt aus abfahren sollten, zum Nutzen und Frommen Aller, die weite Wege zu machen hätten oder kränzlich wären und nicht die Mittel befänden, sich eigene Wagen und Kutschen anzuschaffen oder zu mieten. Der Omnibus war, wie sein lateinischer Name sagt, „für Alle“ da und erregte bei der Bevölkerung von Paris ein so großes Entzücken, als der Preis für einen Miethwagen in der That ein außerordentlich hoher war, während die fünf Sous, die eine Fahrt im Omnibus kostete, ziemlich ein Jeder erschwingen konnte. Von diesem Fahrpreise führte die neue Einrichtung auch den zu seiner Zeit viel häufiger gebrauchten Namen „*carrosses à cinq sous*“.

Die Eröffnung der ersten Omnibuslinie fand mit großer Feierlichkeit statt. Drei Wagen gingen von der Porte St. Antoine, vier vom *Luxembourg* ab. In jedem dieser Wagen waren Abtheilungen *Militair* und *Bürger*schützen aufgestellt, und *Commissaire* des obersten Gerichtshofes von Paris, in ihrer Amtstracht, verlasen das königliche Decret, ermahnten das zahlreich versammelte Volk, Ordnung bei den Fahrten zu halten und bekleideten die Kutsch mit langen blauen Röden, auf deren Brusttheil die vereinigten Wappen des Königs und der Stadt Paris gestickt waren. *Ludwig* der Bierzehnte machte selbst eine Fahrt im Omnibus. Eine Zeitlang blieb der Omnibus das Ereigniß des Tages, zu dem sich Alle drängten, daß Jeder gesehen und benutzt haben mußte. Längere Zeit scheinen die *carrosses à cinq sous* selbst bei der vornehmeren Bevölkerung von Paris in gutem Ansehen gestanden zu haben und vielfach gebraucht worden zu sein. Später betrachtete man eine Fahrt im Omnibus als nicht vereinbar mit dem guten Ton, nach und nach hörten auch die geringeren Klassen, dem Beispiel der höhern folgend, auf, sich seiner zu bedienen und so gerieth die Einrichtung in Verfall und endlich in Vergessenheit.

Es wurden zwar hin und wieder Versuche ähnlicher Unternehmungen gemacht, sie scheiterten jedoch an dem Mangel eines wirklich dafür vorhandenen Bedürfnisses. Erst mit dem schnellen Wachsen der Städte, mit den Eisenbahnen, Dampfmaschinen und der dadurch vermehrten und gefördertern Reiseluft erhielt das Institut der Omnibusse, das im Jahre 1820 in London seine Auferstehung feierte, Lebensfähigkeit und Bedeutung. Seitdem hat sich der Omnibus über alle

nur einigermaßen bedeutenden Städte Europas und Amerikas verbreitet, ist ein zwar unbequemes, aber unentbehrliches Verkehrsmittel geworden und kaum jetzt, seiner ganzen Einrichtung und Benutzung nach, trotz seines älteren Ursprungs doch mit Recht ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts genannt werden.

Ameublement.

Wenn wir heute über Ameublement sprechen, so geschieht es weniger, um Aufschluß über die Form der einzelnen Gegenstände oder das eleganteste Arrangement der verschiedenen Zimmer zu geben, sondern hauptsächlich in der Absicht, unsere Leserinnen aufzufordern, ihre Kunstfertigkeit im Sticken u. s. w. auch einmal zur Ausschmückung der von ihnen bewohnten Räume anzuwenden. Die schöne Thätigkeit der Frauen in diesem Sinne, ihr Fleiß und Schönheitsfleck, läßt sich bis in das gränzte Alterthum hinauf verfolgen. Die Kunst des Stickens ist wie die des Webens uralt, schon bei den alten Phrygiern sollen die Frauen Meisterwerke mit der Nadel geschaffen haben. Anfänglich wurden die Stickereien nur mit gefärbter Wolle ausgeführt, unter dem kunstfertigen König Ataloo von Pergamum begann man mit Gold, später während des griechischen Kaiserreichs auch mit Silber zu sticken und verfertigte auf diese Weise die schönsten Gewänder, Teppiche, Decken und dergl. Die großen Dichter des klassischen Alterthums, Homer, Ovid und Virgil, erzählen von den köstlichen Decken, Teppichen und Ruhebetten, selbst Bildern und Tapeten, die ein mühevolltes Werk der edlen Hausfrau und ihrer Dienerinnen, das Wohngemach der alten Helden schmückten und Zeugniß ablegten der Kunstfertigkeit und dem Fleiß der vornehmsten Frauen der Vorzeit. Die edle Andromache, die treue Penelope werden als Hohepriesterinnen der Häuslichkeit, der Kunst des Webens und Stickens geschildert und auch mancher edlen Römerin wird ein ähnliches Lob zu Theil. Plinius rühmt die kunstvollen Arbeiten Agrippina's, des Claudius Gemahlin, und auch von Lucretia, dem keuschen Weibe des Collatinus, heißt es, daß sie gar geschickt Nadel und Webeschiff zu handhaben gewußt.

Doch nicht nur den Frauen des Alterthums gebührt der Ruhm bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und des angelegentlichsten Fleißes, auch die Frauen der späteren Zeiten, vor Allem die deutschen Frauen und Jungfrauen, waren würdige Nachfolger jener herrlichen Vorbilder. Thusnelba, die Gemahlin Arnin's, Bertha und Hildegard, die Gattinnen Karls des Großen, Agnes, die edle Tochter der Hohenstaufen, und viele andere fürstliche und edle Frauen tragen neben dem Diadem ihrer hohen Geburt den unverwechlichen Kranz, der dem Verdienst gebührt, auch wenn es nur in den engen Grenzen der Häuslichkeit erworben.

Im sagenumwobenen Mittelalter, als die tapferen Ritter mit ihren Knappen und Gewappneten auszogen zu Kampf und Turnier, da saßen in der Abwesenheit des Herrn daheim im stillen Gemach die edle Burgfrau und die Ritterfräulein, im Kreise ihrer Dienerinnen Tag für Tag emsig stehend und webend. Viel Zeit, viel Mühe erforderte damals eine Stickerei, die im eigentlichen Sinne des Wortes Malerei mit der Nadel genannt zu werden verdient; doch wenn auch Monate, selbst Jahre darüber entschwanden, das unverdrossene Schaffen ließ nicht nach, unablässig wurde weiter gearbeitet, bis endlich aus dem stillen Stübchen, in dem der unermüdete Fleiß seine Wohnstätte aufgeschlagen, die köstlichen Teppiche, Sessel und Divans hervorgingen, um Säle und Hallen der Burg auf das Prachtigste zu schmücken. Noch heute begegnen wir hin und wieder solchen alten ehrwürdigen Zeugen von den hohen häuslichen Tugenden, welche einst die Ahnfrauen unserer edelsten Geschlechter geziert.

Im gegenwärtigen Jahrhundert haben die Frauen freilich keine Zeit dazu, ein halbes Menschenalter auf die Ausführung einer einzigen kostbaren Stickerei zu verwenden; giebt es doch Maschinen und Fabriken genug, um die herrlichsten Gewebe und Stoffe der verschiedensten Art in unglaublich kurzer Zeit herzustellen. Nichtsdestoweniger sind aber die Handarbeiten keineswegs vernachlässigt worden, im Gegentheil, man hat wol zu keiner Zeit auch auf diesem Gebiete mehr geleistet, als eben jetzt, wo die Hand- und Nadelarbeiten von Frauen und Mädchen aller Stände mit Lust und Eifer getrieben werden. Dazu steht die namenlose Mühe und Ausdauer, welche früher ein solches Werk in Anspruch nahm, in gar keinem Verhältnis zu unseren heutigen Stickereien, die in Folge des Reichthums an gutem und zweckmäßigem Material, der vielen Hilfsmittel, welche Kunst und Industrie dabei gewähren, gleichsam spielend auszuführen sind. Wir haben gegenwärtig eine Menge eleganter und effectvoller, sogenannter Phantasiearbeiten, deren brillanter Effect die geringe Mühe ihrer Aufertigung reichlich aufwiegt. Hierher gehören auch die verschiedenen Stickereien, welche neuerdings zur Ausschmückung des Ameublements verwendet werden und sich nicht nur auf die Ueberzüge von Sophas, Fauteuils u. dgl., sondern auch auf Portieren und Fenstervorhänge, Teppiche und Fußstücken erstrecken.

Zu dieser eben so unterhaltenden als belohnenden Thätigkeit wünschen wir unsere Leserinnen zu ermuntern. Ehe wir jedoch zur näheren Beschreibung der einzelnen originellen Arbeiten übergehen, die uns zu diesem Zweck vorliegen und theils mehr, theils weniger elegant den verschiedensten Ansprüchen Rechnung tragen, wollen wir noch Einiges über modernes Ameublement im Allgemeinen erwähnen. Unser Hauptaugenmerk gebührt natürlich zunächst den gepolsterten Meubles, da mit Ausnahme der den Leserinnen bekannten und gegenwärtig sehr beliebten Feldstühle, die sich sowohl für den Salon, als auch für das Wohnzimmer eignen, Polster die Ausschmückung mit Stickerei am meisten begünstigen. — Die ewig wechselnde Mode summt nicht nur in der Form unablässig auf Veränderungen, sondern nennt auch in Betreff der Holzornaturen von Sophas, Fauteuils u. dgl., bald Aeolian, bald Voltigander, bald Fußbaum, bald antikes Schnitzwerk als das Eleganteste. Es ist daher sehr zweckmäßig, der launenhaften Herrscherin wenigstens in dieser Hinsicht ein kleines Paroli zu bieten und die genannten Meubles ganz mit Stoff zu bekleiden, so daß gar kein Holzwerk zum Vorschein kommt. Häufig stellt man in eleganten Wohnzimmern und Salons außer dem Sopha, der Chaise longue und zwei Fauteuils noch zwei oder mehre kleine Sessel, sogenannte Pouffs oder Tabourets auf, die, wie alle modernen Meubles, auf Rollen gehen und daher sehr leicht be-

weglich sind; diese Pouffs müssen im Arrangement dem Sopha entsprechen, sind jedoch sowohl in runder als viereckiger Form und in den verschiedensten Größen modern. Im Toilettenzimmer findet man solche Pouffs nicht selten inwendig hohl gearbeitet, so daß das Sitzpolster zum Deckel eines weiten Behälters für allerlei Toilettenutensilien dient. Letzgenannte Pouffs sind vielfach von Strohgeflecht, auf dem Polster gestickt und rings um dasselbe mit lang herabhängenden Lambrequins verziert. Ein ähnliches Arrangement entspricht einer Art Sessel, der vermöge einer im Innern des säulenähnlichen Fußes befindlichen Vorrichtung zum Höher- und Niedrigererschrauben, bald als Clavierstuhl, bald als Tabouret benutzt werden kann. Mit dem Stoff des Polsterbezuges der Meubles übereinstimmend, wählt man die Lambrequins und Behänge an den Fenstern, wie auch die Portieren, welche letzteren im Interesse der Gemüthlichkeit eigentlich in keinem wohlgeordneten Zimmer fehlen sollten. — Zu den ganz mit Stoff bekleideten Meubles hat man natürlich in Betreff der Korbstühle, Tische u. s. w. freie Wahl unter allen beliebigen Holzarten. Wir wollen indes in dieser Stelle nicht unterlassen, die Aufmerksamkeit unserer Leserinnen auf eine geschmackvolle Novität in diesem Gebiete hinzuweisen. Man hat nämlich vollständige Ameublements: Sophas, Fauteuils, Stühle jeden Genres, Tische mit Holz- oder Marmorplatten, selbst Kronleuchter u. s. w. aus massivem, gebogenen Buchenholz, die sich durch elegante Form, Leichtigkeit und besondere Dauerhaftigkeit auszeichnen. Diese Meubles werden in den verschiedensten Holzfarben, dem Fußbaum-, Polständer- oder Mahagoniholz ähnlich, wie auch ganz hell polirt und sowohl mit Rohrgeflecht versehen als auch zum Polstern eingerichtet zu den elegantesten Einrichtungen verwendet.

Ein sehr wichtiger Theil des Ameublements sind die Spiegel, die, recht zahlreich angebracht, die Eleganz einer Wohnung bedeutend erhöhen. Die kleineren Spiegel, welche gewöhnlich über dem Sopha aufgehängt werden, sind meistens von länglicher, theils eckiger, theils runder Form und mit breitem Rahmen versehen, der in der oberen Mitte ein Diadem bildet. Eine Zeit lang galten die massiven Goldrahmen für sehr elegant, gegenwärtig liebt man jedoch diesen Glanz weniger, man giebt den dunklen Bronze- oder den einfachen Holzrahmen den Vorzug, wenn die Verhältnisse keinen Rahmen von antikem Schnitzwerk, das unter allen Umständen distinguirteste, doch auch kostbarste dieses Genres, gestatten. Für die größeren langen, sogenannten Pfeilerpiegel, welche den Raum zwischen zwei Fenstern einnehmen, wählt man natürlich dieselben Rahmen, wie für die kleinen, und mit diesen übereinstimmend das Gestell der Consolen oder Consoltische, die nach der herrschenden Geschmacksrichtung zu einem solchen Spiegel gehören. Die Platte dieser Consolen ist meistens von weißem oder zartgeädertem Marmor. Der letztere spielt überhaupt eine hervorragende Rolle im modernen Ameublement; man liebt ihn nicht nur zu Consolen, Vasen und Statuetten von Marmor, sondern wählt ihn besonders auch zu den Platten des Büffets und des Anrichtertisches im Speisezimmer, wie der kleinen Tischchen, sogenannter Gueridons, die außer dem großen Sophasisch und den selten fehlenden Spielstischen gern im Wohnzimmer oder Salon aufgestellt werden. Diese Tischchen haben einen schweren, entweder vergoldeten oder bronzirten Fuß und bieten dem weiblichen Kunstfleiß noch ein neues, höchst interessantes Feld der Thätigkeit. Man liebt es nämlich, diese Tischplatten, die sowohl rund als oval und in verschiedenen Größen gewählt werden, mit Blumenmalerei auszufüllen, und wahrlich, es giebt auch kaum etwas Düftigeres und Anmuthigeres als ein volles Blumenbouquet auf dem weichen fauchten Ton des Marmors, doch muß die Malerei auch wirklich schön und künstlerisch ausgeführt sein. Weniger anspruchsvoll in Betreff des Malens, überhaupt auch weniger kostspielig sind die kleinen Tischplatten von gutem weißen Porzellan, die ebenfalls vielfach verwendet werden und überall in größeren Porzellanfabriken zu haben sind.

(Schluß folgt.)

Wirthschafts-Plaudereien.

Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

(Fortsetzung.)

II.

Johannisbeergelée. — Himbeergelée. — Apfelfelée. — Quittenelée. — Sogenannte Confitures de Bar. — Ganze Himbeeren. — Eingemachte Rirschen. — Aprikosen. — Aprikosen-Marmelade. — Reineclauden. — Mirabellen. — Wallnüsse. — Früchte in Brantwein eingelegt.

Johannisbeergelée. Zwei Arten dieses Gelées streiten um den Vorzug: das gefochte und das kalt zubereitete. Die letzte Art bewahrt mehr den Geschmack der Früchte, als die andere, aber bei ihrer Zubereitung ist es schwerer, für das Gelingen zu stehen.

Gefochtes Gelée. Man nimmt reife, ganz frische, rothe Johannisbeeren, löst sie von den Stielen und setzt sie mit sehr wenig Wasser auf das Feuer. Die Beeren bleiben unter öfterem Umrühren so lange auf dem Feuer stehen, bis sie ins Kochen gerathen und aufplätzen. Man läßt man den Saft der Früchte durch ein über die Füße eines umgekehrten Schemels gebundenes Filtrirtuch von Leinwand in ein Gefäß ablaufen, wiegt denselben, nimmt auf jedes Pfund Saft ein Pfund in kleine Stücke geschlagenen Zucker, setzt letzteren mit sehr wenig Wasser auf's Feuer (auf 1 Pfund Zucker etwa 1 Weinglas Wasser), läßt den Zucker kochen und nimmt den Schaum davon ab. Hierauf thut man den Johannisbeersaft hinzu, läßt das Ganze unter oft wiederholtem Abschäumen so lange kochen, bis der Saft von dem in denselben getauchten Schaumlöffel ein wenig breit tropft. Man nimmt jetzt den Saft vom Feuer, schäumt ihn noch einmal ab und füllt ihn sogleich in Gläser, die zuvor erwärmt sein müssen.

Man kann auch den Saft aus den Johannisbeeren auspressen, wie es oben beim Johannisbeersaft angegeben wurde. Den so gewonnenen Saft wiegt man, thut eine demselben an Gewicht gleiche Quantität kleingeschlagenen Zucker hinein, läßt denselben unter öftmaligem Umrühren sich ziemlich auflösen, setzt das Ganze auf's Feuer, rührt es um, bis es kocht, läßt es vom Augenblicke des Aufkochens an gerechnet zehn Minuten kochen, indem man es beständig abschäumt, nimmt es dann vom Feuer und füllt es in Gläser.

Nach einer dritten Art der Zubereitung des gefochten Johannisbeergelées thut man die von den Stielen gepflückten

Johannisbeeren in ein irdenes oder porzellanenes Gefäß, fügt eine an Gewicht den Früchten gleiche Quantität kleingeschlagenen Zucker hinzu, mengt Alles unter einander und läßt es drei Stunden stehen, wonach man es in einen Kessel schüttet, auf ein mäßiges Feuer setzt und unaufhörlich mit einer hölzernen Kelle darin rührt, bis das Ganze flüssig wird. Jetzt verstärkt man das Feuer und läßt die Johannisbeeren vom Anfange ihres Aufkochens an zehn Minuten lang kochen. Dann wird ein feines Haarsieb über einen Napf gesetzt und der Inhalt des Kessels hineingeschüttet. Den Saft thut man dann augenblicklich in die Töpfe oder Gläser.

Man kann übrigens, um den etwas strengen Geschmack dieses Gelées zu mildern, auf 3—4 Pfund Johannisbeeren 1 Pfund Himbeeren dazu nehmen.

Gelée von weißen Johannisbeeren. Nachdem man den Saft dieser Früchte ausgepreßt hat, bereitet man das Gelée zu, wie das vorige. Hierauf zerschneidet man etwas Citronenschale in feine Streifen, kocht dieselben in Wasser und fügt sie dem Fruchttaft in dem Augenblicke hinzu, wo dieser zu kochen beginnt. Dann drückt man noch von einer oder zwei Citronen den Saft aus, läßt ihn durch ein Stück Mousseline laufen und fügt ihn dem Gelée einige Augenblicke, bevor man es vom Feuer nehmen will, hinzu.

Johannisbeergelée kalt zubereitet. Man wiegt den auf dieselbe Weise, wie bei „Johannisbeersaft“ beschrieben, gewonnenen Saft, thut ihn in einen porzellanenen Napf und fügt doppelt so viel Zucker hinzu, als die Schwere des Saftes beträgt. Der Zucker muß in sehr kleine Stücke geschlagen oder nicht zu fein zerstoßen sein. Ist die vollständige Auflösung des Zuckers durch Umrühren der Masse erfolgt, so wird der Napf auf zwölf Stunden in den Keller gestellt, jedoch muß der Saft von Zeit zu Zeit umgerührt werden. Nach Ablauf dieser Frist thut man das Gelée in kleine Gläser, welche während des ganzen Sommers im Keller bleiben müssen.

Dieses Gelée hat mehr Schmachhaftigkeit als das gefochte, aber es hält sich nicht so gut.

Himbeergelée wird wie das gefochte Johannisbeergelée zubereitet, nur läßt man es etwas länger kochen, als dieses. (Fortsetzung folgt.)

Die Mode.

Junge Damen, die Geschicklichkeit und Lust zu künstlichen Arbeiten besitzen, werden die Mode der reich gestickten und fantazirten Kleider willkommen heißen, denn was in den Magazinen nur für theuren Preis zu erstehen, können sie mit dem Opfer einiger Mußestunden sich selbst herstellen, ohne andere Kosten, als die sehr mäßigen für Stoff und Stickmaterial.

Gänzlich schmucklose Kleider haben schon längst keine Geltung mehr im Reich der Damentoilette; nicht nur die Staatsrobe, nein auch die Negligérobe verlangt ihre Zierde, welche ihnen durch Application seidener und sammetner Figuren, durch Soutache- oder Vortensatz, durch Seidenstickerei oder Spitzenornatur zu Theil wird.

Die Mode hat sich entschieden ausgesprochen für Zusammenstellung grell abwechselnder Farben, so daß man bei Verzierung der Roben dazu rathen kann; z. B. Robe, Weste und Jäckchen von weißem Foulard mit schwarzer Seide, weiße Cashmir-Robe mit grün, schwarze Cashmir-Robe mit violett oder amarantfarben, hellblaue Cashmir-Robe mit weiß gestickt 2c.

Es giebt indeß viele Frauen, welche eine natürliche Schen zurückhält, an ihrer Kleidung scharf contrastirende Farben nebeneinander zu stellen. Diesen milderer Naturen wird die Anwendung der ebenfalls modernen gleichfarbigen oder in der Nuance des Kleides liegenden Garnituren zugewendet sein. Roben von maizgelbem, grauem, weißem Alpaca, mit Vorten oder Stickerei in derselben Farbe garnirt, sind der Mode und dem feinsten Geschmack entsprechend, doch nicht minder elegant ist es, ein maizgelbes Kleid z. B. mit strohgelb, ein staubgraues mit eisengrau zu garniren.

Paletots oder Pelzerinnen vom Stoff der Robe, und mit dieser übereinstimmend befest, sind als Ergänzung der Promenaden- und Reisekleider allgemein angenommen.

Die Art der Garnituren ist so mannichfaltig, wie wir sie seit langer Zeit zu sehen gewöhnt sind: getollte Mäuschen, Schrägstreifen mit Spitzenbesatz, Passanterien, Volants, Moos- oder Chenillefransen, spitz auslaufende Arabesken auf den Nähten des Rockes mit übereinstimmender Taillenverzierung 2c. Auch wollen wir nicht früher schon erwähnten Cashmir- oder türkisfarbenen Vorten gedenken, die gegenwärtig als höchst distinguirt gelten. Ein Beispiel wird die Art ihrer Verwendung, namentlich zu eleganten Hauskleidern, am besten veranschaulichen; Robe von grauem Alpaca, unten um den Rock in siebenfacher Reihe mit türkisfarbenen Vorten befest, die auf dem Vorderblatt sich zu Arabeskenmustern schlingen und bis zum Gürtel hinauf eine Schärze-Ornatur bilden. Ähnliche Arabesken schmücken den Postillionschoss des Jäckchens und die Aermel.

Gleichzeitig machen wir darauf aufmerksam, daß schärzartige Verzierungen der Röcke vollkommen modern, und sogar bloß schärzartige Einfäße gestattet sind. Auch zur Erweiterung eines Rockes bieten diese Einfäße oft willkommene Ausflüchte. So kann man z. B. in ein gestricktes Kleid vorn ein Blatt glatten Stoffes mit der Grundfarbe harmonirend einsetzen, und ein glattes Kleid durch einen gestrickten Tablier-Einfäße erweitern; einer angemessenen Garnitur bleibt es dann überlassen, von der so restaurirten Robe den Charakter einer „ausgehessenen“ fern zu halten.

Schneidentailen mit kurzen Aermeln und Quersalten über der Brust werden nur zur höchsten Staats-toilette, an Wallfahrdern z. B. getragen; an ihnen, wie auch an Kleidern mit runder Taille, finden die modischen Gürtel mit langen Enden verschwenkliche Anwendung, ja, es giebt deren sogar, bei welchen drei flatternde, breite Bänder hinten unter drei großen Schleißen herabfallen; die Aermel bleiben eng; elegante Damen tragen sie bereits nur bis zum Ellenbogen reichend, mit Guipure-Aufschlag à la Maintenon, wenn der Charakter der Toilette im Ganzen diese Garnitur zuläßt.

Für den Frack spricht sich die Meinung der Damen immer entschiedener aus; die Schüchternen halten sich an seine kleineren, weniger auffallenden Formen. Die Kühneren wagen, den Frackschoss der französischen Garde mit absteckendem Neveer, oder den Staatsfrack Ludwig's XIV. sich zu eigen zu machen.

Die Röcke der Kleider werden unten stets noch sehr weit, nach oben enger getragen, so daß das Durchschnittsmas eines Damenrockes nach unten auf 5 Meter, nach oben auf 2 1/2 Meter anzugeben ist, doch darf eine schleppentartige Verlängerung nach hinten keiner modischen Robe fehlen. Wir haben schon auf Seite 218 eingehend hierüber berichtet und bringen in einer der nächsten Beisitzungen den Schnitt eines modernen Rockes nebst genauer Anweisung seiner Zusammenfügung.

Zu den Reunions in den fashionablen Baderorten werden reizende Roben von Tüll und Seidenzeuge gefertigt, die man nicht ohne Bedauern in die Koffer packen sieht. Die Beschreibung einer der elegantesten dürfte den Leserinnen erwünscht und das phantastische Arrangement der Nachahmung auffordernd sein: kurzer Rock von Seidenzeuge mit breiten gelblichen Streifen auf weißem Grunde. Dieser Rock, zu welchem der Stoff auch genommen ist, fällt auf einen langen, von oben bis unten à la reine gewufften Rock von weißem Tüll, dessen luftige Wellen reich besät sind mit kleinen goldenen Halbmonden. Der gestrickte Rock fällt zu beiden Seiten aufgenommen mit Schnüren, letztere gefast mit einem Büchel Goldknöpfchen. Bei der ausgeschmittenen Taille sind die Tüll-Bouillonnées an Tas und kurzen Aermeln vertreten. Nicht weniger geschmackvoll erscheinen dergleichen Toiletten in der Zusammenstellung von rot und weiß, blau und weiß, lila und weiß; zur Harmonie des Ganzen werden dann die Goldknöpfchen durch Goldknospen oder blaue Winden, die kleinen goldenen Halbmonde durch passende kleine Blumen oder durch Sterne von Perlmutter ersetzt.

Die vorerwähnten Pelserinen werden als Ergänzung der Promenadenkleider nicht nur vom Stoff derselben getragen, sondern vorzugsweise von jungen Damen auch aus blauem, weißem oder perlefarbigem Cashmir, über dem Kande mit einer glatt aufliegenden Spitze verziert; auch hat man sie vielfach aus Tüll oder Mouffeline, bunt unterlegt, mit schmaler Puffe und Spitze besetzt. — **Beduinen** von Tüll und Mouffeline mit farbiger Unterlage sind gleichfalls elegant.

Es ist fast unmöglich, auch nur ein Viertelstündchen über Toilette zu plaudern, ohne des Steifrocks und des Jupons zu gedenken. Da die Grinoline, trotz aller übeln Nachreden und Prophezeiungen ihrer Feinde, immer und immer noch ihr Dasein fristet, und als Fundament des eleganten Damenanzugs sich behauptet, zerbrechen sich viele industrielle Genies die Köpfe, wie dieses wichtige Kleidungsstück zu verbessern sei von Allem, was als Schatten einer Unvollkommenheit noch an ihm haften möchte. Wenn wir unserer eigenen und der Erfahrung kompetenter Toilettenrichterin glauben dürfen, so ist die Firma Thomson u. Co. in London in der Vervollkommnung der Grinolinen am weitesten vorgeschritten, wie die prächtigen Formen Empress, Princesse und Parisienne beweisen, die hier durch das Magazin des Postferanten S. Gerson zu beziehen sind. Die Form Empress ist an Ausdehnung die bescheidenste und Lieblingsform der amerikanischen Damen. Zu mäßig langen Hauskleidern ist die Grinoline Empress daher unbedingt als zweckmäßig zu empfehlen; zu etwas schleppenden Gewändern hat die Princesse und die graziöse, dabei wohlfeile Parisienne den Vorzug; der letztgenannte Reifrock wird in weiß, schwarz und weiß, rotblau, poncau und perle fabricirt, also noch ein Grund mehr, ihn überall anwendbar und gemeinnützig zu machen.

Als Nouveauté für die Sommer- und Herbstsaison tauchen Percal-Unterrocke, bunt bedruckt in allen modernen Farben auf; ein gebremter Volant am Saum giebt ihnen einen sehr gefälligen Abschluß. Gelegentlich seien auch hier die Percal-Gravaten erwähnt, die sich durch originelle Muster bemerkbar machen.

So wenig auch dieser Sommer zu Klagen über allzugroße Hitze Veranlassung giebt, so seltam ergreift dennoch der Anblick eines vollständigen Lagers warmer Wollentstoffe, welche die dem Bedürfnis Flug vorausweisende Industrie zur Abwehr der Kälte bereits geschaffen! Es kann den Leserinnen wenig nützen, wenn wir ihnen sagen, daß hier ein unurchdringlich scheinender Stoff Bombe Duppel, dort eine Federicia, ein anderer Alfen heiße. Indem wir von diesen Benennungen, welche Nationalstolz oder Galanterie des Fabrikanten den Stoffen ertheilt, ganz absehen, begnügen wir uns, über ihr Dasein und ihre Beschaffenheit zu berichten. Ihr pelzartiger Charakter bringt unwillkürlich auf den Gedanken, die Manufacturen hätten in richtiger Würdigung des Zweckes dieser Gewebe Studien gemacht an Bären, Eichhörnchen, Wibern, Hermelinweibchen und anderen Thieren, welche die Natur in ihrer Weisheit mit Kleibern verfäh, die der Härte des Klimas Trotz bieten, denn die aus dem Magazin von S. Gerson uns vorliegenden Winterstoffe zeigen, je nach ihrer besonderen Bestimmung, die glatte Weichheit des nordischen Eichhörnchens, die wollige des Wibers, die zottige des Bären und die Zartheit des königlichen Hermelins.

[879]

Veronica von G.

### Buchstabenrathsel.

Acht Zeichen, wohlgefügt zu schönem Sinn,  
Sie treten ganz in Einklang vor dich hin  
Als Himmelstochter. Sei sie dir im Leben  
Zu stetem, lieblichem Geleit gegeben!

Doch in den ersten Vier ersteht ein Feind,  
Dast du das Band gelöst, das sie vereint,  
Der leicht zerstört des Ganzen freundlich Walten;  
Er trübt den Blick, er legt die Stirn in Falten.

Du rufest aus: Fünf und Sechs, Sieben, Acht,  
Wenn du sein Nahen möglich dir gedacht.  
Mag dich des Feindes Grausamkeit verschonen,  
Das Ganze segnend dir zur Seite wohnen.

[864]

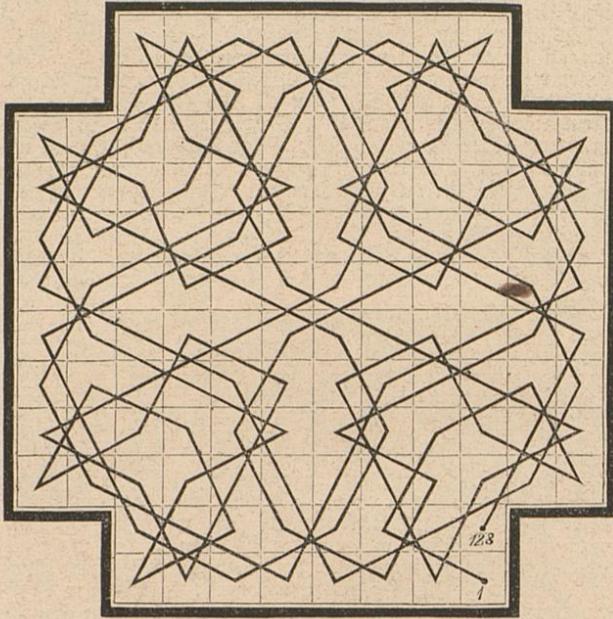
P. J.



### Rebus.



Schlüssel zur Auflösung des Räthelsprungs Seite 264.



Auflösung des Räthelsprungs Seite 264.

Knospe und Frucht.

Verscheidenheit ist eine Knospe Und siehst du nun, daß in dem Lauf  
hold, der Zeit  
Die in der Jugend Garten pranget, Die Knospe der Verscheidenheit  
So sehen, daß vor der Sonne Gold Den Weg, den ihr Natur gebot, durch-  
Sie sich zu öffnen banget. wandre,  
Doch jede Knospe, so will die Natur, So halt' im Zaum des Tabeles eitle Zucht.  
Muß sich zur Blüthe rasch entfalten, Schön ist die Knospe, schöner ist die  
Und welken dann, denn aus der wel- Frucht:  
ken nur Gerechtigkeit für Dich und An-  
Kann sich die Frucht gestalten. dre!  
[870] Marie Harrer.

Auflösung des Räthels Seite 264.

„Gebildet — Eingebildet.“

### Correspondenz.

Hr. Th. J. in K. Wir sind niemals im Stande beratige Wünsche welche eine so schnelle Gewährung fordern, durch den Bazar zu erfüllen; außer der Beschaffung der Zeichnungen und Holzschneide erfordert bei der hohen Auflage unserer Zeitung die Herstellung einer Nummer eine Zeit von vier Wochen.

Hr. J. in W. K. und N. in W. L. B. in B. Es sind bereits verschiedene Ihren Wünschen entsprechende Dessins zum Erscheinen in unserer Zeitung vorbereitet.

„Ein Schweizerkind aus dem Jura“. Dergleichen Sonderwünsche zu erfüllen ist uns leider nicht möglich.

P. B. in B. Sie finden den Schnitt des Jupons Tavernier in Nr. 3 dieses Jahrgangs der „Pariser Modelle“; im Bazar dürfte nächstens vielleicht ein Ihrem Wunsche entsprechender Jupons aus Haaren erscheinen.

Eine Abonnentin in G. Ihre erste Anfrage können wir mit Beantworten; in Betreff der zweiten müssen wir Sie auf unsere Moden-Berichte und Bilder verweisen. — Ihre letzte Frage haben Sie durch das Erscheinen der Bibihüte auf Seite 253 des Bazar beantwortet gefunden.

Hr. S. M. in G. Die zur Ausführung der Krivolitäten erforderlichen Schiffe können man entweder von einem Drechsler anfertigen lassen, oder dieselben von einem Holamentierer beziehen.

Hr. C. T. in T. g. Zu schwarzen Brautkleidern wird meistens nur glattes oder facornirtes Seidenzeug gewählt; in Bezug auf die Güte derselben müssen Sie sich auf die Mehlität der Handlung verlassen. — Als Brautkrone dürfte für eine junge Wittwe ein Kranz aus Rosen und Myrthen geeignet sein. — Den Schnitt zu einer wolleuer Unterjacke für Damen wird der Bazar zum Winter bringen.

Hil. C. A. in J. Verschiedene Hauben werden wir in der nächsten Nummer des Bazar veröffentlichen; die Erfüllung Ihres anderen Wunsches bedauern wir nicht verschreiben zu können.

Hil. C. K. in M. bei W. Vielleicht.

Hrau Baronin v. N. in S. Der in Rede stehende Gürtel wird in nächster Zeit von uns in Abbildung und Schnitt gegeben werden. — Schwarze Crepe wendet man nur in der ersten Zeit tiefer Trauer als Garnitur an. dies zu sehr ins Detail führen.

Hr. A. S. in G. Ihre Wünsche zu erfüllen ist uns nicht möglich; es würde dies zu sehr ins Detail führen.

Hr. S. H. in R. b. S. Wir können Ihnen nur rathen, die Robe einer Kunstwäscherei zu übergeben.

Hr. G. N. G. v. St. P. Für den angegebenen Zweck dürfte eine feine und gediegene, selbstgefertigte Weißstickerei, etwa ein Taschentuch, am geeignetsten sein. — Als moderne Parfüms sind vorzugsweise „new mow hay“ und „forget me not“ beliebt.

Eine Abonn. auf S. bei W. In Betreff der Feldstühle, deren Zahl nach der Größe des Zimmers zu bestimmen ist, wollen Sie sich an die Kapisterei-Manufactur von B. Sommerfeld in Berlin, Leipzigerstr. 41, wenden. Zum Ueberzug von Sammet ist Wolle- oder Seidenkrepp bevorzugt; die Wahl richtet sich nach der übrigen Zimmerdecoration. — Kleine Hüte in Mägenform werden von ganz jungen Damen allerdings viel getragen. — Rentenflecke sind aus Weißzeug leicht mit Kleefalz zu entfernen; man legt das zu beflechte, vorher mit heißem Wasser befeuchtete Stoff auf ein Kleefalzfäß, reibt den Fleck mit Kleefalz ein und wäscht die Stelle, wenn der Fleck verschwunden, sogleich nach.

### Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Robe von weißer Mouffeline oder hellgrauer Barège. — Den unteren Rand umgiebt ein 20 Cent. breiter gestolter Volant, dessen Kopf durch eine mit rosa Band durchzogene Puffe gebildet wird. Auf den Kopf fallen, gleichsam als Leberwurz, 16 einzelne Blatt — Bahnen — aus gleichem Stoff, welche nur an ihren Seitenrändern leicht befestigt sind. Jede dieser Bahnen ist mit einem breiten, handdurchgezogenen Saum, und diesem sich anschließend, mit schmaler schwarzer Spitze umgeben. Ausgeschnittene glatte Taille mit langen Ärmeln. Fichu mit Revers, schwarze Taffetschärpe, an den hinten herabhängenden Enden mit Filetfranze garnirt.

Fig. 2. Robe aus schottisch carrirtem Taffet. — Drei schmale Volants desselben Stoffes umgeben den Rand des Rockes; die darüber befindliche Garnitur besteht aus schwarzen Taffet-Schragstreifen, welche in Form von Achtern aufgelegt, eine Kette darstellen und an beiden Seiten mit schwarzer Guipüre verziert sind. Drei einzelne Kettenringe, verbunden durch franzengarnirte Scharpes vom Stoffe der Robe, bilden an der linken Seite eine nach der Taille aufsteigende Garnitur. Weste aus weißem Taffet, darüber ein vorn kurzes gerundetes, hinten mit Schooß versehenes Jäckchen, welches auf dem Vordertheile die untere Taffetgarnitur des Rockes wiederholt, auf Schooß und Ärmeln nur einfach mit einem Taffetstreifen und Guipürespitzen versehen ist.

[882]